

Patrick Armbruster

Wirrj Spiel

Kurzgeschichten

RDT-Verlag

1999

WirrSpiel • 1.0 • 22. Juli 1999

Alle Geschichten in diesem Buch sind von Patrick Armbruster geschrieben worden und unterliegen dem Copyright des Urhebers. Es ist nicht erlaubt, das Buch oder Teile daraus zu veröffentlichen. Jedoch ist es erlaubt, Kopien zu erstellen und diese zu verschenken, solange die Urheberschaft der Texte klar bleibt (Patrick Armbruster) und der Verlag und dessen Homepage (<http://www.story.ch>) erwähnt wird. Zur Sicherheit sollte auf jeden Fall der RDT-Verlag kontaktiert werden (rdt@story.ch).

Ich möchte an dieser Stelle noch jenen Menschen danken, die sich die Mühe genommen haben, meine Texte während der Entwicklungsphase des Buches zu lesen und mir ihre Kritik zukommen zu lassen. Das Internet hat sich hier als besonders hilfreich erwiesen, da ich auch wildfremden Personen eine Kopie des Buches im Entwicklungsstadium als PDF-File zukommen lassen konnte.

Ein grosses Dankeschön geht auch an die AMUG (Arizona Macintosh User Group), die die Version 0.9.5 (und hoffentlich spätere Versionen) des NewtonBook ‚WirrSpiel‘ auf ihren Server gepostet haben, sowie an das MacMagazin in Deutschland, die eine Kopie (wohl vom AMUG-Server) auf die Shareware-CD 48 gepresst haben (auch hier hoffe ich natürlich auf eine Aufnahme der fertigen Version). :-)

Der RDT-Verlag wird sich in Zukunft vermehrt um elektronische Medien kümmern. Der Preis für ein Exemplar dieser gedruckten Version liegt ziemlich nahe am Verkaufspreis, da lassen sich online andere Zahlen hören. PDF (Adobe Acrobat) und NewtonBook-Versionen der Bücher des RDT-Verlag sind neben der üblichen gedruckten Auflage bereits fest im Programm, dazu werden – sobald die Spezifikationen erhältlich sind – die verschiedenen e-Book-Reader Formate kommen.

Patrick Armbruster.

©1999 by RDT-Verlag & Patrick Armbruster. Die PDF-Version entspricht dem gedruckten Buch. Bitte melden Sie eventuelle Fehler dem RDT-Verlag, damit wir das Produkt für eine nächste Version verbessern können. Sobald eine weitere Version erscheint, werden Sie benachrichtigt werden. Der RDT-Verlag hat seinen Sitz im Internet: <http://www.story.ch>! Patrick Armbruster ist unter patrick@story.ch zu erreichen, der Verlag unter rdt@story.ch. Die rl-Adresse findet sich am Ende des Buches.

Inhaltsverzeichnis

• Vorwort	Seite	5
• <i>In unregelmässigen Mustern</i>	Seite	8
• <i>Totengespräche</i>	Seite	9
• <i>Trauer tragen</i>	Seite	11
• <i>Wegweiser</i>	Seite	12
• <i>Wirbelwind und Wasserfall</i>	Seite	14
• <i>Zu Bett</i>	Seite	15
• <i>Hochzeit</i>	Seite	16
• <i>Der Priester des Rha</i>	Seite	17
• <i>Die Zeit reicht nicht.</i>	Seite	19
• <i>Fahrkartenkontrolle!</i>	Seite	20
• <i>Es (nicht) wollen</i>	Seite	22
• <i>Grossvaters Ort</i>	Seite	23
• <i>Der Pakt</i>	Seite	25
• <i>Der Dichter</i>	Seite	26
• <i>Das Läuten der Glocken</i>	Seite	27
• <i>Die Wohnung</i>	Seite	29
• <i>Der Erzähler</i>	Seite	31
• <i>Fraktal</i>	Seite	33
• <i>Alonsos Hoffnungsfunke</i>	Seite	34
• <i>Der Flug</i>	Seite	36
• <i>Der fünfte Juli</i>	Seite	38
• <i>Magran</i>	Seite	39
• <i>Musikverständnis</i>	Seite	41
• <i>Was ich war</i>	Seite	43
• <i>Würdig</i>	Seite	45
• <i>Zeitungsausschnitte</i>	Seite	47
• <i>Parallorpheus</i>	Seite	49
• <i>Dialog des Regens</i>	Seite	53
• <i>Blitzlichter</i>	Seite	54
• <i>Erwachen</i>	Seite	55
• <i>Der Fall</i>	Seite	57
• <i>Das Ding aus den Höhlen</i>	Seite	59
• <i>Ramon Realdus Tagebuch</i>	Seite	61
• <i>Ironie</i>	Seite	63
• <i>Falter</i>	Seite	64
• <i>Das Ende der Welt</i>	Seite	65
• <i>Nachwort</i>	Seite	67

Vorwort

(30. September 1998)

Willkommen zurück! Es scheint immer länger zu dauern, bis wieder ein Kurzgeschichtenbüchlein von mir erscheint, weswegen ich mich wohl immer mehr freue, Vor- und Nachworte zu verfassen...

Als ich vor mehr als eineinhalb Jahren damit begonnen habe, die Geschichten für 'WirrSpiel' in einem Ordner zusammenzufassen, hätte ich nicht gedacht, dass es am Ende so viele würden. Allerdings hätte ich auch nicht gedacht, dass es so lange dauern würde, bis ich mich hinsetzen und das Buch vollenden würde.

Mit der Zeit verändern sich Dinge, und so wurde aus dem ursprünglich als 'ZeitWeichen' geplanten Büchlein 'WirrSpiel', und aus der ursprünglich geplanten Fassung von 'WirrSpiel' wurde am Ende ein Buch, das mit der Idee, die hinter dem Namen steckt, nicht mehr viel gemein hat. Der Plan wäre gewesen – ich konnte ihn leider nicht in die Tat umsetzen – in jeder dritten Geschichte dasselbe Thema wieder aufzunehmen, so dass am Ende etwa 10 Geschichten eine einzige gebildet hätten, die den Namen 'WirrSpiel' erklärt hätte. Doch so kam es nicht. Warum? Weil ich die 10 Geschichten zum Thema Wirrnisse nicht schrieb. Ich schrieb zwei davon, und es wollte mir nicht recht gefallen, was ich da niedergeschrieben hatte. Also liess ich sie fallen. Und mit ihnen die Idee. Sie kam mir noch einmal in den Sinn, als ich ans Layout des Buches ging, aber ich wollte die nun entstandene Sammlung nicht mehr neu durchmischen, und ich wollte lieber an meinen neuen Projekten schreiben als noch einmal das ganze 'WirrSpiel' umzukrempeln. Also liess ich es schliesslich bleiben.

Nun ja – die neuen Projekte. Ich schreibe zur Zeit viele Kurzgeschichten, die ich einem Ordner hinzufüge, der den Namen 'LuftLand' trägt. Doch wie ich mich kenne wird sich der Name noch ändern. Ausserdem nimmt mich die Idee eines Romans gefangen, den zu schreiben ich begonnen habe. Einige Kapitel davon kann man im Internet unter der Adresse <http://www.story.ch/innuendo> finden. Der Roman soll 'Innuendo' heissen und einer von drei einer Trilogie werden, die den Namen 'Fryke' trägt. Die Idee ist schon ziemlich weit entwickelt – und sie fasziniert mich über die Massen. Ich möchte nicht zuviel verraten – wirklich Interessierte finden auf oben genannter Webpage mehr Informationen – und die Spannung beim Leser belassen, aber soviel sei gesagt: Der Roman greift tief ins nächste Jahrhundert, tief ins eigentliche Wesen des Menschen und natürlich auch in eine Zauberkiste von Technologien, die heute (noch) nicht existieren. Dennoch ist es nicht reine Science Fiction, was ich bisher geschrieben habe. Im Gegenteil sind einige Dinge bemerkenswert nahe an der Realität – zumindest nahe an der Realität eines Menschen, der schon einmal mehr als 10 Stunden im Netz am Stück verbracht hat. Das Internet ist eine Sucht. Keine ungefährliche noch dazu. Aber die Vernetzung der Computer an und für sich ist schon faszinierend. Wie sehr fasziniert mich doch ein Gespräch mit einem Menschen, der sechs Stunden von mir entfernt wohnt (Beaver Falls, PA, USA)! Am Morgen aufzustehen und mit jemandem zu sprechen, der bald zu Bett gehen wird... Das Philosophieren mit anderen Menschen macht meine Tage glücklicher und erfüllter. Und es lässt sich gut philosophieren im Internet. Man muss nur die richtigen 'Orte' finden. Die richtigen Menschen.

Die Liebe ist treibende Kraft in dieser Welt. Mehr noch als Geld oder Macht oder Hass. Und so bin auch ich oft getrieben von Liebe. Ich habe im letzten Jahr mehr Gedichte geschrieben als in den 23 davor zusammen. Zum Teil lassen sie sich auf www.story.ch finden, allerdings sind sie gut genug versteckt, um nicht von jedermann gefunden werden zu können. Sie sind doch recht privat geworden. Vielleicht finden einige von ihnen den Weg in das nächste Buch – wer weiss...

Doch ich möchte noch auf etwas Anderes zu sprechen kommen, bevor ich den Leser meinen Geschichten (und vice versa) überlasse: e-Book-Reader. Vielleicht hat man es schon vernommen – es wird eine neue Generation von Büchern geben. Elektronische 'Buchleser', die den Vorteil haben, dass man sie immer wieder mit neuen Texten und Bildern bestücken kann – sofern der Zugriff zum Internet vorhanden ist. Schon seit einer ganzen Weile veröffentliche ich meine Bücher auch als PDF (Adobe Acrobat Portable Document Format) und NewtonBooks (Apple Newton Message Pad Format). Natürlich werde ich mich auch um neue Formate kümmern, falls die e-Book-Reader dies benötigen, aber ich freue mich vor allem auf die PDF-Reader. Es ist für einen Layouter recht einfach, ein PDF zu erstellen, und es schöpft aus den vollen Möglichkeiten der Layoutprogramme. PDF-Versionen entsprechen den Papierversionen. Ich werde über dieses Thema mehr auf dem Internet veröffentlichen unter <http://www.story.ch/eBooks>. Dort wird man auch die PDF-Versionen meiner Bücher finden können, sowie die NewtonBooks und anderen Formate (sobald erhältlich).

Die Welt verändert sich täglich, stündlich – in jedem Moment der Zeit. Erst mit der Zeit sind wir Menschen in der Lage, die Veränderungen wahrzunehmen – und manchmal nehmen wir sie auch nicht wahr, obwohl sie in unserer unmittelbaren Nähe geschehen oder geschehen sind.

Ich weiss nicht, ob meinen Geschichten vom Leser anzumerken ist, wie sehr ich mich in den vergangenen Jahren verändert habe. Doch ich bezweifle nicht, dass ich selbst es könnte, würde ich sie eingehender studieren.

In der Zeit seit dem 22. Juli 1994 (als ich 'Augen in der Nacht' schrieb) habe ich vielleicht ein paar hundert Kurzgeschichten, Gedichte und Romananfänge verfasst. Viele sind nie irgendwo aufgetaucht, manche ganz verschwunden, aber alle haben etwas gemeinsam. Auch wenn ich selten tatsächlich über mein eigenes Leben schreibe, so entsprechen sie doch irgendwie meinem Gefühlszustand. Sie zeigen, wie ich mich fühle, ob ich nun will oder nicht. Manche nennen es 'die Muse', andere vielleicht Gott – ich glaube, dass Göttin Mond mir in stillen Stunden Ideen zuflüstert, die sich in meinem Unterbewusstsein mit meinen täglichen Erfahrungen, Gefühlen und Gedanken vermischen, sich vermehren und an sich arbeiten. Und ich – der Flüsterer der Träume (<http://www.story.ch/whisper>) – verarbeite sie schliesslich zu einer Geschichte oder einem Gedicht.

Man mag mir den Begriff 'Whisperer of Dreams' als überheblich anlasten, aber es drückt das aus, was ich tue. Es sind Träume, die ich erzähle. Und mein Erzählen ist oftmals nicht viel mehr als ein Flüstern in dieser Welt der vor Farben schreienden Plakate und vor Lärm verstummenden Lichtblitze des Fernsehens. Das Flüstern meiner Träume vermag jedoch – ich habe es selbst erfahren – Dinge zu gebären, die ich selbst oftmals nicht für möglich halte. Deswegen klingt auch ein Titel wie 'The Whisperer of Dreams' nicht zu stark für meine inneren Ohren. Ich bin Poet. Nicht zuletzt vielleicht in den Augen jener, die mich lieben oder liebten.

Was ewig währt – hört niemals auf. ;-)

Wer hier noch liest geniesst meine Hochachtung und meine Dankbarkeit. Ich schreibe für Leser und Zuhörer – nebst meiner eigenen Eitelkeit natürlich, die mir nichts Anderes gebietet, als wieder und wieder die Tastatur zu besuchen und Zeile um Zeile niederzuschreiben, was mir im Kopfe herumspukt.

So lasse ich nun das Vorworten und ziehe mich zurück, um meine Geschichten sprechen zu lassen. Mögen sie anregen. Zu Wohlbefinden, Nachtgedanken und Kritik. Ich bin vierundzwanzig Stunden am Tag erreichbar für jedermann, der mir etwas zu meinen Geschichten zu sagen hat: +41 (0)76 366 07 78, patrick@story.ch, Steinberggasse 23, CH-8400 Winterthur.

(Himmel, was liegt noch alles vor mir! Ich muss noch das Nachwort schreiben, beides ins Buch integrieren, das Inhaltsver-

zeichnung überarbeiten, zwei Fehlerkorrekturdurchgänge machen, das PDF-File erstellen, den Masterdruck machen, die Höhe der Auflage entscheiden, der Druckerei den Auftrag geben, Exemplare verschicken, Exemplare verkaufen, Buchläden aufsuchen, Verlage mit Exemplaren bewerfen und Freunde drängen, mich zu unterstützen! Und heute Abend darf ich einen schönen Abend mit einem Teil Phylinns, einem sehr guten Freund und seiner schwangeren Freundin verbringen. Was natürlich mehr als ein Lächeln auf mein Gesicht zaubert. Doch jetzt soll es endlich genug sein!)

Patrick Armbruster

In unregelmässigen Mustern

(8. Januar 1997)

In unregelmässigen Mustern. Vielleicht einmal im halben Jahr. Nicht regelmässig. Doch mit Wiederkehr. Vom Datum unabhängig, abgesehen davon, dass es ein achter im Monat ist. Jeder Monat hat einen achten Tag.

In unregelmässigen Mustern. Manchmal fallen wir uns in die Arme. Manchmal nicht. Dann reden wir über Dinge, die geschehen. Vielleicht über unregelmässige Muster.

In unregelmässigen Mustern verläuft der Abend. Vielleicht gibt es eine Nacht. Meist nicht. Doch manchmal schon.

Und das Versprechen, uns zu treffen. In unregelmässigen Mustern.

Totengespräche

(27. Mai 1997)

Es ist nun beinahe Sommer, und ich erinnere mich gerne an die Zeit, als ich in den Skiferien war und das schöne aber kalte Wetter genoss.

Ich verbrachte die Zeit in Schruns, im Herzen des Montafon in Österreich. Man sagt, dass die Österreicher (die Stadtwiener vor allem, aber eigentlich alle Österreicher) ein für uns seltsames Verständnis für den Tod und Selbstmord hätten. Ich kann dies seit diesen Skiferien nur bestätigen.

Ich sass eines Vormittags - ich hatte mir am Vortag die Haare schneiden lassen, zuvor waren sie sehr lange gewesen, ich war stolz darauf gewesen, nun bin ich stolz auf meine kurzen Haare - in einem Kaffeehaus und versuchte, in dem Buch zu lesen, das ich mir am ersten Tag gekauft hatte, an dem ich in Schruns eingetroffen war.

Es wollte mir nicht recht gelingen, mich in den Text zu vertiefen, denn neben mir sprachen drei ältere Damen über ein Thema, von dem ich mich nicht einfach abwenden konnte.

Sie sprachen über den Tod.

“Die Frau Singer hat sich doch letztthin auch...” sagte eine der Frauen - die mit dem Rücken zu mir sass -, und die Zweite, mich Anschauende, fiel ihr ins Wort: “Ja, aber das war anscheinend gar nicht so leicht gewesen.”

Die Dritte, die mir ebenfalls gegenüber sass, sagte seufzend: “Früher hatten wir Gasherd. Da war es von der Überlegung zum Tod viel weniger weit.” - “Man sollte es den armen Menschen doch erleichtern.” sagte die erste wieder.

Ich musste wider Willen lächeln. Diese Damen schienen mir recht lustig zu sein, sicher einen weiteren Kaffee wert. Ich bestellte einen Espresso und zündete mir eine Zigarette an.

“Der Hannes, der vom letzten Jahr, der hatte doch noch Gas!”

“Ja, und in den grossen Restaurants, die guten Köche, die kochen alle noch mit Gas.” - “Das Essen schmeckt ganz anders, wenn man mit Gas kocht. Die Köche schwören darauf.”

Ich musste grinsen. Ich wollte es verhindern, wollte auf keinen Fall die amüsante Unterhaltung stören, deren Zuhörer ich geworden war.

“Mit einem Elektroherd kann man da nicht viel anfangen.” sagte die erste Frau - die ich nur von hinten sah.

“Gifte waren auch einmal sehr in Mode.” sagte die Zweite.

Mir kamen sie nun so vor, wie die drei Hexen, die des nachts über dem Kessel brüten und die Welt verfluchen, so dass der Zug entgleist.

“Das mit dem Gift habe ich mir auch einmal überlegt. Aber es ist auch schwerer. Beim Gasherd kann man sich einreden, man hätte es vergessen...” sagte die Dritte, und während sie es sagte, schaute sie mir kurz in die Augen. Ich hielt mich zurück. So gut ich konnte. Nicht zu lachen.

Der bestellte Kaffee kam, und ich gab Zucker und Sahne in das Gebräu.

“Man müsste jemanden anstellen, der das Gift irgendwo reintut!” sagte die Erste.

“Zyankali im Kaffee soll man ja überhaupt nicht schmecken. Man kippt danach einfach um.”

Ich schluckte schwer am ersten, heißen Schluck.

Die drei Damen blickten mich nun unverwandt an, und ich packte meine Sachen, warf Geld über die Theke und verschwand, so schnell ich nur konnte.

Trauer tragen

(28. Mai 1997)

Ich trage Trauer.

Gestern habe ich erkennen müssen, dass mir nicht das Glück beschieden sein soll, das ich mir so sehr gewünscht habe.

Die Welt ist heute grau.

Doch es regnet nicht.

Und ich weine nicht.

Ich weine nie, wenn ich Trauer trage.

Tränen vertreiben die Traurigkeit, und Trauer tragen zelebriert. -

Es wird regnen.

Und ich werde weinen.

Am Abend vielleicht.

Wegweiser

(9. Mai 1996)

Nachts. Ein hellerleuchteter Platz mitten in der Metropole, nahe dem Hafen. Nichts scheint alltäglich zu sein für den einzigen Menschen, der sich hier befindet. Er ist auf der Flucht und weiss nicht, wo und wann ihn seine Verfolger erwischen werden. Aber sie werden ihn erwischen. Da ist er sich sicher.

Plötzlich jedoch blickt er in den Himmel hinauf, wo der Mond ihn traurig anblickt. Er scheint Mitgefühl zu zeigen, und will helfen.

Als der Mond auf seiner nächtlichen Bahn ein wenig höher steigt, wird eine zuvor dunkle Seitengasse beleuchtet, die zu einer Taverne führt, die der Flüchtige nicht kennt. Doch er nimmt den Hinweis gerne an und rennt zur Taverne, öffnet die Tür und findet sich in einer grossen Menschenmenge wieder, was ihn zu solch später Stunde seltsam dünkt.

Kein einziger Platz scheint frei, doch als er sich durch die Menge kämpft, sieht er, wie an einem einzelnen Tisch in der Ecke jemand sitzt. Ein Stuhl ist frei.

Er setzt sich auf den freien Stuhl, nicht ohne den schon Sitzenden um Erlaubnis zu bitten. Der aber antwortet nicht.

Er liest angestrengt in einem von Hand geschriebenen kleinen Buch. Der Flüchtige fragt ihn, was das für ein Buch sei, und nun endlich schaut der Fremde auf. ‚Es ist mein Buch. Ich habe es geschrieben.‘ Er liest weiter.

‚Schreiben Sie Geschichten, Gedichte oder gar Romane?‘ fragt der Flüchtige.

‚Geschichten und Gedichte. Wollen Sie etwas hören?‘

‚Gerne. Sie müssen wissen, ich bin nämlich gerade auf der Flucht vor ein paar miesen Typen, die mir an den Kragen wollen, weil ich nicht bezahlen konnte. Jede Abwechslung ist mir jetzt recht.‘

Das gefällt dem Dichter zwar nicht, dass seine Gedichte und Geschichten nur als Ablenkung missbraucht werden sollen, aber trotzdem liest er vor:

‚Sie sass oft im Café und trank still und alleine eine Tasse Kakao. Ich war oft da und beobachtete sie, wie sie ins Leere starrte, manchmal etwas erblickte, was ihre Aufmerksamkeit anzog. Sie lächelte dann kurz entrückt. ...‘

Der Flüchtige hört aufmerksam zu, die Geschichte gefällt ihm. Er denkt zurück an den Mond, den er draussen gesehen hat. Der ihm geholfen hat.

Er spricht den Dichter darauf an, sagt, was er davon hält und hört sich des Dichters Meinung dazu an.

Der Dichter, nun erfreut, dass der Flüchtige doch ein wenig empfindsam zu sein scheint, erzählt von seinen Erlebnissen mit dem Mond. Er erzählt, dass der Mond eines jeden Dichters Muse ist. Jeder wahre Dichter schrieb einmal ein Gedicht über den Mond, oder erwähnte ihn als tragende Macht in einer Geschichte.

Der Dichter spricht von seinem Glauben daran, dass der Mond einen grossen Einfluss auf den Menschen hat. Dass ein Wesen hinter dieser Macht steht, ob es ‚Gott‘ ist, wagt er allerdings zu bezweifeln. Er ist eher den Bräuchen des Keltentums verbunden, die im vollen Mond die grösste weibliche Macht eines Himmelskörpers sahen.

Der Flüchtige ist fasziniert.

Es wird nun geplaudert und Wein getrunken, der Dichter schreibt sich manches auf, als Ideen für andere Geschichten und Gedichte.

Gegen Morgen, als der Mond sich gegen den Horizont hin neigt, fällt sein Licht durch eine der wenigen Scheiben des Lokals. Der Flüchtige fasst es wiederum als Zeichen auf. Nun soll er nach draussen gehen.

Der Dichter begleitet ihn ins Freie, wo die Dämmerung beginnt. Sie stehen auf der Kreuzung und sehen, wie der Mond nun ganz hinter dem Horizont verschwindet, während die Sonne am Ende der Strasse aufgeht.

Es ist eine lange breite Strasse. Es ist noch kalt und feucht, aber die aufgehende Sonne ist ein Versprechen. Es wird ein schöner Tag werden.

Der Dichter verabschiedet sich vom Flüchtigen, und spricht:

„Der Mond hat dich zu mir geleitet,

Dass ich dir von ihm erzähle.

Ich habe schon den Weg bereitet,

Nun aber du den richt'gen wähle.

Finde deines Lebens Ziel,

Ernten wirst du Früchte viel,

Wenn du das Richtige tust.’

Der Flüchtige bedankt sich für die Nacht, für das Gespräch und seine Hilfe und geht in Richtung der aufgehenden Sonne.

Der Dichter bleibt stehen und sieht im lange nach.

Wird der Flüchtige den Rat beherzigen?

Wird er auf den Mond hören, auch wenn er sich nicht unmittelbar in Gefahr befindet?

Der Dichter lächelt dem letzten Rest des untergehenden Mondes zu.

Wirbelwind und Wasserfall

(10. September 1996)

Wirbelwind und Wasserfall im Gehirn warf er sich aufs Bett. Zuviel getrunken und ein komplexes Programm für den alten Computer geschrieben habend fühlte er sich erschöpft. Aber sein eigener, organischer Computer lief heiss. Renderte im Kopf Bilder, fügte Schnittpunkte zusammen und versuchte, Objekte gegeneinander auszurichten. Ein einziger Strom aus Daten floss durch seine Nervenbahnen und er wollte nichts tun, ausser die Datei schliessen, die die ganzen Ressourcen des Prozessors und des Hauptspeichers belegten. Halb wachend, halb träumend löschte er das Licht, aber Lichtstreifen und Blendenflecke huschten über sein inneres Auge, Hirnflimmern.

Irgendwann betäubte der Alkohol die überaktiven Nervenbahnen, die Bilder flossen gemächlicher dahin, bis er es schaffte, von einer wunderschönen Frau zu träumen, deren samtene Haut ihn berührte. Er vernichtete sich verknüpfende Pfade und liess das Gefühl der Haut auf sich einwirken.

Er lag an einem Strand mit der Frau, hatte die Musse, die Gefühle durch den ganzen Körper gleiten zu lassen. Ein- und auszuatmen. Wie die Wellen am Strand. Auf und ab. Ein leiser Lufthauch kühlte seine heisse Stirn, die von einem Netz perlfeiner Schweisstropfen bedeckt war. Einen Moment gar fröstelte er. Dann war alles gut, bis der Wecker mit einem schrillen Laut den Kopf in Schwingungen versetzte. Kopfschmerzen begleiteten ihn in den neuen, grellen Tag.

Zu Bett

(8. Januar 1997)

Nachdem ich meine Computer ausgeschaltet, den Fisch mit Futter versorgt, das Licht auf dem Flur gelöscht und die Essensreste zurück in den Kühlschrank verfrachtet hatte, als nämlich die Sterne friedlich am Himmel leuchteten, und die Tiere draussen im Hof Ruhe gaben, bevor die Uhr zur Mitternacht und Nachbars Frau den Hund schlug, ging ich zu Bett, um daran zu denken, was ich mit den beiden Computern heute alles angestellt hatte, was der Fisch den ganzen Tag getan hatte, wie dunkel es jetzt auf dem Flur sein musste, ob ich morgen die Essensreste essen oder fortwerfen würde, warum die Sterne friedlich leuchteten und nicht gefährlich glitzerten, warum alle Tiere im Hof zugleich die Stimme senkten, was wohl der Hund denken mochte, wenn Nachbars Frau zur Mitternacht ihn schlug. Ich war zufrieden und schlief ein, und ich schlief ohne Unterbrechung bis zum Morgengrauen. Ich schaltete die beiden Computer ein, um mit der Arbeit zu beginnen, versorgte den Fisch mit frischem Futter, zündete das Licht im Flur an, obwohl ich nicht vorhatte, ihn zu betreten, nahm die Essensreste aus dem Kühlschrank und warf sie fort, weil ich entschieden hatte, eine Pizza zum Mittagessen kommen zu lassen, blickte hinaus in die aufgehende Sonne und in den Hof hinunter, wo die Tiere langsam erwachten, hörte die Uhr siebenmal schlagen und Nachbars Hund leise klagen, und machte das Bett.

Hochzeit

(15. September 1996)

“Es ist nicht die Angst zu heiraten, sondern die Angst, verheiratet zu sein, die mich bedrückt.” sagte der junge Mann in der Nacht vor der Hochzeit, als sie zusammen lange wachlagen. Das war unüblich, aber sie kümmerten sich nicht um Konventionen. “Mir geht es doch ebenso.” sagte sie beruhigend. Doch genau das war es, was ihn eigentlich bedrückte. Dass sie ihn ständig verstand. Dass sie wusste, wie er sich fühlte. Er wollte Geheimnisse haben, die sie entdecken sollte. Nicht Geheimnisse, die er vor ihr haben würde.

“Könnten wir nicht heiraten, ohne es selbst zu wissen? Uns so sehr unter Drogen setzen, dass wir uns am nächsten Tag nicht mehr erinnern?” fragte er nicht im Scherz.

Sie kicherte, verschluckte sich und lachte dann laut auf. “Das wäre was. Wir würden die Eheringe tragen und denken, es wäre ein Scherz.” Sie wurde ruhig. “Aber es soll doch kein Scherz sein, wenn wir es tun.”

Der junge Mann wurde ruhig. “Wir könnten uns gleich nach der Hochzeit trennen. Uns ab und zu treffen, wie bisher.” Im Moment, da er es aussprach, merkte er, dass auch das nicht gehen würde.

Dann machte sie den Vorschlag, der funktionierte. Den einzigen funktionierenden Vorschlag. Den perfekten Vorschlag.

“Hör zu, ich hab's! Du heiratest eine andere Frau. Wir schliessen eine Ehe, die nicht gültig ist. Ich werde unter falschem Namen kommen. Du wirst mich heiraten, aber nicht auf dem Papier. Auf dem Papier wirst du mit einer Person verheiratet sein, die gar nicht existiert! Kennst du einen, der solche Papiere fälschen kann?”

Er überlegte und bejahte. Am nächsten Morgen ging er zu einem Freund. Nahm ihre Papiere mit und liess den Freund andere machen. Mit einem Phantasienamen, den die Braut ihm genannt hatte.

Diese Frau heiratete er am Nachmittag. Seine Gefühle galten seiner Geliebten, verheiratet - so glaubte er - war er mit einer nichtexistenten Frau.

Doch am Abend, als er den Ehering abnehmen wollte, zeigte sie ihm ihren Pass. Ihren richtigen Pass. Den anderen, den er kannte, hatte derselbe Freund angefertigt.

“Hab' ich dich!” sagte die Frau.

Der Priester des Rha

(31. Oktober 1996)

Meine Finger waren kalt. Ich konnte sie kaum bewegen. Der Schnee trieb Nägel in meine roten Hände und ich bibberte und bat um Hilfe. Doch ich wusste, dass ich jede Bitte um Hilfe mit meinen Taten verspielt hatte. Es konnte keine Hilfe mehr für mich geben. Ich hatte mich dem Bösen gefügig gemacht und den Sohn der Pharaonin getötet, indem ich ihn verflucht hatte. Schnee in der ägyptischen Wüste! Nein, niemand würde mir mehr helfen...

Ein alter Nomade, der - müde von der Hitze - durch die Wüste zog, auf den Rücken seines Kamels niedergesunken, war plötzlich hellwach, als er die Kälte spürte. Das Tier, auf dem er sass, scheute. Ungewöhnliches trug sich zu. Schnee in der Wüste vor Alexandria!

Der Nomade nahm zwei Decken, die er sonst nur nachts benötigte, und schlang sie um sich. Dann sah er sich um, aber er konnte keinen Grund für das seltsame Gebärden des Wetters entdecken.

Schliesslich entdeckte er aber einen schwarzen Punkt am Horizont, einen Mensch, der im Schnee halb begraben lag.

Er steuerte das Kamel auf den Punkt zu, so dass er schnell grösser wurde, und der Nomade erkannte in dem hilflosen Menschen einen Priester des Rha. Er liess sich von seinem Kamel hinab in den Schnee sinken und zog den Priester aus dem Schnee, legte ihn aufs Kamel und legte eine Decke über ihn. Dann zog er das Kamel wieder in Richtung Wüste, um den Schnee hinter sich zu lassen.

Doch es ging nicht.

Bald merkte der Nomade, dass der Schnee ihnen folgte. Sie befanden sich immer im Zentrum des verschneiten Gebietes, hatten keine Möglichkeit, die jetzt rettende Gluthitze der Wüste zu erreichen.

Der Priester öffnete seine Augen und sprach: "Lass mich hier liegen. Ich soll sterben, deshalb ist der Schnee gesandt worden."

Seine Augen wirkten traurig. Der Nomade spürte, dass der Priester einen Fehler begangen hatte, den er aufrichtig bereute. "Es ist zu spät für mich, Nomade! Lass mich liegen und rette dich selbst!" sprach der Priester weiter.

Der Nomade runzelte die Stirn. "Was hast du getan, dass du solch einen Tod verdienst?"

Der Priester fing zu erzählen an. Von der Pharaonin. Und ihrem Bruder, der den Thron zu verdienen glaubte. Von der Bestechung des Priesters durch den Bruder. Vom Bündnis mit dem Bösen, von dem Fluch, den er über der Pharaonin Sohn gesprochen. Von der Macht, die er gespürt hatte, als sein Fluch Wahrheit wurde. Und vom Unglück, das ihn seither verfolgte. "Rha spricht nicht mehr zu mir, Nomade. Selbst wenn ich dies überleben würde, wäre ich nicht mehr würdig, Priester zu sein. Und was soll ich tun, wenn nicht mein Amt ausführen?"

Der Nomade runzelte wiederum die Stirn und sagte: "Bereust du denn, was du getan hast? Bist du dir darüber im Klaren, dass du das Böse angebetet hast, und dass dies ein Fehler war?"

"Ja." sagte der Priester. Er weinte nicht dabei. Aber das Bedauern in seinen Augen war endlos.

Der Nomade wusste nicht, wie ihm geschah, aber plötzlich sagte er: "Nimm deine Sachen und gehe nach Norden, bis du ans Meer kommst. Du wirst den Schnee verlassen und eine Höhle finden, die dir Wasser und Wurzeln bieten wird. Bleibe für den Rest deines Lebens dort, und bereue. Und begrüsse jeden Wanderer, der zur Höhle kommen mag, mit Freude. Beherberge ihn

gutherzig. Und berate ihn gut in allen Lebenslagen. Das kannst du. Du warst für Jahre Priester. Sprich zu den Leuten aber nicht als Gottes Priester, sondern als sein Diener. So wirst du die Stimme einmal noch hören, die Rha dir immer bot.

Zwanzig Jahre waren seitdem vergangen. Der Priester hatte tatsächlich die Höhle gefunden. Er hatte das Wasser und die Wurzeln gefunden, von denen der Nomade gesprochen hatte. Und die Wanderer waren auch gekommen. Aber die Stimme des Rha nicht.

Er hatte eben einem uralten Mann die Geschichte erzählt, wie er hierhergekommen war. Der alte Mann hatte gelächelt. Still. "Bereust du immer noch?" fragte er.

Der Einsiedler nickte stumm. "So erkennst du mich denn nicht?" fragte der Alte. Nun blickte der Einsiedler in die Augen des vermeintlich Fremden und seine eigenen bekamen einen unirdischen Glanz.

Der Alte begann mit der Stimme des Rha zum Einsiedler zu sprechen.

Die Zeit reicht nicht.

(10. Juni 1997)

Die Welt ist nicht, wie sie einst war.
Der Satz ist doch recht sonderbar
Wenn man bedenkt, dass Frau wie Mann
Noch heute nicht frei leben kann

Ich glaube nicht den alten Dichtern
Die in unsre Köpfe Eintracht trichtern
Von Liebe auf den Feldern sprechen
Und vom Alltag als Verbrechen

Der Alltag ist, was mich umgibt
Der mich pflegt und hegt und liebt
Der Alltag ist mein täglich Leben
Poeten versuchen, uns mehr zu geben
Doch mehr ist nicht.
Es wäre schön
Wär zu bedenken
Doch die Zeit reicht nicht.

Fahrkartenkontrolle!

(23. September 1996)

Dieser Sommer schien gar nicht richtig angefangen zu haben, als er auch schon wieder vorbei war. Es war September, es hatte den ganzen Tag geregnet, und ich sass abends im Zug nach Hause, Raucherabteil. Ich hatte den Entschluss, von zuhause auszuziehen, bereits gefasst und war einigermaßen frohgemut über die kommenden Wochen. Das Schreiben im stillen Kämmerlein stellte ich mir wahrscheinlich viel zu romantisch vor. Ich dachte an Geschichten von Lovecraft, in denen Künstler in billigen Dachwohnungen ohne Platz hausten und von seltsamen Träumen eingeholt wurden, nachdem sie einige grosse Kunstwerke (von abscheulich schönem Ausdruck) vollendet - oder noch nicht ganz vollendet - hatten. In diesen Geschichten ging es meistens um Träume und Gemälde von denen, die Lovecraft die ‚Alten‘ oder auch die ‚Grossen Alten‘ nannte. Es waren unheimliche Geschichten, die vor allem so unheimlich waren, weil die Geschichten in einem akribischen Realismus geschrieben waren. Es wurde immer aus der Sicht eines Unbeteiligten geschrieben, der nur notierte, was er wahrnahm, ohne zu urteilen, was eine falsche Objektivität vortäuschte.

Ich würde auch schreiben - so nahm ich mir vor - wahrscheinlich auch eine Geschichte über so einen Künstler. Natürlich hatte ich zu jenem Zeitpunkt bereits solche Geschichten geschrieben, ‚Die Kunst des Herbert Mandolf‘ zum Beispiel. Aber ich konnte von dieser Art Geschichten selbst nicht genug bekommen, also hielt mich auch nichts daran, welche zu schreiben.

Ich sass im Zug, der Regen plätscherte gegen die Scheibe, und ich wurde langsam schläfrig. Ich schloss die Augen ein wenig, um die Wärme des Zuges ein wenig zu geniessen, nachdem ich beinahe zwanzig Minuten auf dem Bahnsteig durchnässt worden war, und musste wohl eingeschlafen sein, denn als ich das nächste Mal die Augen öffnete, war Winterthur wohl schon vorbei. Der Zug fuhr aus dem St. Gallener Bahnhof aus, um nach Romanshorn weiterzufahren, was mich seltsamerweise nicht in die übliche Panik versetzte, die ich sonst immer verspürte, wenn ich etwas verpasst hatte. Nach einer Weile, als ich mich ein wenig gestreckt und mich mit dem Gedanken eines Bussgeldes und dem langen Heimweg abgefunden hatte, erhob ich mich, um einen Kontrolleur aufzusuchen. Ich wusste, dass er sowieso gleich kommen würde. Nach jeder Station kam ein Kontrolleur. Seltsam fand ich nur, dass ich nicht geweckt worden war.

Ich ging durch den Zug, der nicht rüttelte, sondern eher sanft dahinglitt, ohne in die Abteile zu sehen. Aber einmal blickte ich durch ein Fenster nach draussen. Zuerst sah ich nur mein eigenes Spiegelbild und das der Beleuchtung im Innern des Zuges. Dann aber sah ich, dass der Zug sich nicht überland auf Schienen, sondern in einem wabrigen, milchigen Gelée bewegte, der dem Gefährt beinahe keinen Widerstand zu bieten schien. Das bleiche Licht des Mondes wurde matt von der Brühe wiedergegeben. Ich stockte, stolperte und fiel beinahe hin. Ich konnte mich gerade noch an einer Stange festhalten, sah, wie sich in einem der Abteile zwei Wesen küssten, deren Zungen ich hier nicht näher beschreiben will, und blickte in die Augen des Kontrolleurs. Oder zumindest dorthin, wo seine Augen hätten sein sollen. Ich blickte in zwei schwarze Abgründe, die durch das Weiss der sie umgebenden Knochen nur umso dunkler und tiefer erschienen. Ich sah das Grinsen des Totenschädels, den schwarzen Umhang den er trug, die Zugkontrolleurmütze und die Lochzange in seiner knochengliedrigen Hand.

“Fahrkarten bitte!” sagte eine süsse, weibliche Stimme.

Ich zuckte - von dem überraschenden Moment der falschen Stimme gestört - aus dem Schlaf und blickte verträumt in die endlos blauen Augen der Kontrolleurin, die um meine Fahrkarte bat. Ich grinste wohl etwas dämlich, zückte meine Brieftasche aus dem Mantel und zeigte sie ihr. Sie nickte, wies mich darauf hin, dass die nächste Station Winterthur sei und ging

weiter.

Der Regen, der leise gegen die Scheibe des Abteils plätscherte, hörte sich ein bisschen wie das böse Kichern eines lange toten Horrorautors an. Aber ich konnte mich auch getäuscht haben.

Es (nicht) wollen

(8. Oktober 1996)

Ich war nicht glücklich, als sie tot war. Das Schlimme daran ist, dass ich mich wundere, wieso. Ich hatte eigentlich immer erwartet, dass ich mich auf irgendeine Weise erlöst fühlen würde, wenn sie aus meinem Leben verschwinden würde. Aber jedesmal, wenn wir uns stritten, und entweder sie mich oder ich sie verliess, fühlte ich eine Leere in mir. Sie war immer ein Teil meines Lebens, seit ich sie damals in der Schule kennengelernt hatte. Sie hatte immer zu allem eine andere Ansicht gehabt, und das hatte unsere Gespräche, die oftmals bis tief in die Nacht gedauert hatten, belebt. Wir stritten uns über Ansichten, warum wer wen liebt, warum die Männer so, und nicht anders als die Frauen in gewissen Beziehungen sind - oder nicht - und wir freuten uns über jede Übereinstimmung, die wir finden konnten, suchten uns dann aber schnell ein anderes Thema, bei dem wir uns nicht einig werden konnten.

Sie zog fort und ich blieb hier. Wir sahen uns plötzlich viel länger nicht. Die Streitgespräche wurden seltener, aber auch ausführlicher, und vielleicht wurden sie deshalb auch härter. Ich fing irgendwann - es spielt keine Rolle mehr, wann genau - damit an, nicht mehr mit ihr streiten zu wollen. Und wir waren uns auch da nicht einig, wie mir scheint.

Mir lag daran, die wenigen Stunden, die wir pro Jahr noch miteinander verbringen konnten, zu geniessen. Uns zu erinnern. Ihr nicht.

Wir trennten uns oft mit Tränen in den Augen. Weil wir es verpasst hatten, uns zu sagen, dass wir einander und unsere Gespräche liebten.

Ich wollte diese Tränen nicht mehr.

Ich wollte es sagen können.

Es ging nicht.

Also sahen wir uns nicht mehr.

Jetzt ist sie tot.

Und der Teil in mir, der sich wünschte, dass sie es ist, auch.

Grossvaters Ort

(30. September 1996)

Mein Grossvater pflegte immer zu sagen, dass es irgendwo auf der Welt einen Platz gibt, an den ein Mensch gehört. Grinsend fügte er jeweils hinzu, er habe diesen Ort für sich gefunden. Irgendwann starb er an Krebs.

Ich vergass mit den Jahren ein wenig, wie er gewesen war. Was er gemocht hatte. Wie er gelebt hatte. Aber ich erinnerte mich immer wieder daran, wie er von dem Ort gesprochen hatte, an den er gehörte.

Er hatte mir nie verraten wollen, wo dieser Ort lag. Aber er hatte oft davon erzählt, was er dort jeweils getan hatte. Wie es sich angefühlt hatte, an seinem Nabel der Welt zu sein.

Zwanzig Jahre nach dem Tod meines Grossvaters tauchte bei einer Anwaltskanzlei in Winterthur ein verlorenes Erbstück auf, das niemals verteilt worden war. Es gab auch einen Brief dazu, in dem mein Grossvater darüber verfügt hatte, dass ich das Kästchen erhalten sollte, um das es ging.

Ich bekam es am 5. Oktober 1993.

Ich nahm es mit nach Hause, wo ich es allein in meinem Arbeitszimmer öffnete.

Es enthielt eine Zigarre, einen Brief und ein kleines Büchlein. Ich öffnete den Brief, und begann zu lesen.

„Lieber Enkelsohn,

Du hast mich immer mit der Frage belästigt, wo sich mein Nabel der Welt befindet. Ich habe mir, bevor ich starb (es ist schwierig, davon auszugehen, dass man tot ist, wenn ein Brief gelesen wird...) noch aufgeschrieben, wie ich an diesen Ort gehe. Du findest die Beschreibung und ein paar Notizen dazu in dem Büchlein. Die Zigarre sollst Du rauchen, während Du das Büchlein liest. Kaufe Dir dieselbe Marke, um welche dabeizuhaben, wenn Du den Ort aufsuchst.

In Liebe, Dein Grossvater.’

Ich nahm das Büchlein zur Hand und zündete mir die Zigarre an. Sie war ein wenig trocken nach zwanzig Jahren, aber sie schmeckte mir.

Gemütlich in meinem Lehnstuhl schaukelnd, las und rauchte ich. Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, als ich las, wie mein Grossvater den Weg zu dem Hügel vor Winterthur beschrieb, auf den ich sehr oft ging, um meinen Gedanken nachzuhängen. Mein Grinsen erstarrte jedoch mitten auf meinem Gesicht, als ich die genaue Beschreibung jenes Ortes zwischen drei Eichen las. Der Nabel der Welt meines Grossvaters war genau da, wo ich immer hinging, wenn ich mir die Zeit nahm, über mein Leben nachzudenken. Über meine Fehler, meine Freuden, meine Leistungen.

Ich schrieb oft Gedichte an jenem Ort, und jetzt, da ich wusste, dass dies der Ort war, an dem mein Grossvater oft gewesen war, erinnerte ich mich, dass ich mir einmal Gedanken darüber gemacht hatte, ob das der Ort sein könnte, an dem er sich

wohlgeföhlt hatte.

Ich merkte mir die Zigarrenmarke, packte das Büchlein und den Brief in meine Manteltasche und machte mich auf den Weg.

Ich kaufte ein paar Packungen jener Zigarren und ging den Weg zum Hügel hinauf.

Der Ort schien mir an diesem doch recht kühlen Nachmittag von einer Wärme erfüllt, die nur vom Wissen um die Bedeutung des Ortes für meinen Grossvater stammen konnte. Ich setzte mich hin und entzündete eine der Zigarren. Dann betrachtete ich, wie die Lichtstrahlen sich in den Blättern der Bäume brach. Sie waren gelb und rot, teilweise noch grün, es lag noch wenig Laub auf dem Waldboden. Trotzdem raschelte es immer wieder stark, wenn ein Windstoss hindurchfuhr. Die Blätter konnten sich nur noch mit Mühe an ihren Zweigen festhalten. Der Ort war - wie jedes Jahr um diese Zeit - im Sterben begriffen. Nichts konnte diesen alljährlichen Tod aufhalten. Und vielleicht war das die Perspektive, die mein Grossvater so gemocht hatte. Hier war ihm klar, dass alles geboren wurde und später wieder sterben musste. Vielleicht hatte ihm darum dieser Ort so sehr geholfen.

Ich nahm einen tiefen Zug aus der Zigarre. Die drei Eichen nickten mir zu.

Der Pakt

(3. Oktober 1996)

Ich glaube nicht daran, dass es Leute gibt, die mit dem Teufel im Bunde sind. Ich glaube es heute noch nicht, obwohl ich es vielleicht sollte. Denn ich habe jemanden getroffen, von dem ich mit Fug und Recht behaupten kann, dass er zumindest böse ist, und mächtig.

Ich weiss nicht, wie ich am besten beschreiben kann, was diesen Mann ausmacht. Es handelt sich um einen älteren Herrn, ich schätze ihn auf etwa sechzig, vielleicht auch siebzig Jahre. Er hat graumeliertes Haar, das früher vermutlich einmal rabenschwarz gewesen sein muss. Er war sicherlich ein stattlicher junger Mann zu seiner Zeit. Heute ist er eine stattliche Person, die ihr Charisma nicht nur auf Frauen auszuüben vermag. Auch ich bin wohl seinem weltmännischen Charme erlegen, als er mir dieses phantastische Angebot machte. Ich konnte einfach nicht widerstehen. Vielleicht war dieses Angebot zu phantastisch, um wahr sein zu können. Vielleicht hätte ich wissen müssen, dass alles, was man sät, irgendwann auch wieder geerntet wird. Nur dachte ich im Moment des Angebots an eine andere Ernte. Er bot mir Geld für meine Gedanken. Sie kennen doch den Spruch: "Ein Königreich für Ihre Gedanken!"

Etwas in dieser Art hat er zu mir gesagt. Ich hielt ihm sofort die offene Hand hin. Er schlug ein. Ich bekam tausend Dollar bar auf die Hand. Aber seit jenem Moment liegt eine Art Fluch über mir. Ich halte es selbst nicht für logisch, aber immer, wenn ich ihn sehe, erzähle ich ihm, was ich gerade denke. Er spricht zu mir, und ich verrate meine intimsten Geheimnisse auf seine Fragen hin.

Ich versuchte natürlich, ihm auszuweichen, damit mir das nicht wieder geschieht. Aber wo ich auch hinkomme, ich treffe ihn jeden Tag ein einziges Mal. Dann reden wir ungefähr eine Stunde miteinander. Danach weiss er alles von mir, was er wissen will.

Dieser Mann hat Macht über mich, soviel ist mir klar. Das allein macht mir jedoch keine Angst. Was mich ängstigt, ist der Gedanke daran, was er mit diesem Wissen anfangen will, das er von mir bekommt! Was nützt es ihm? Was tut er damit?

Ich lebe seit zwei Monaten mit der Ungewissheit, aber mir wird langsam klar, dass ich zu schnell meine Hand hinstreckte, als er sagte: "Tausend Dollar für Ihre Gedanken!"

Ich fürchte mich vor dem Tag der Ernte. Und ich fürchte mich jeden Tag, ihn zu treffen. Aber es wird zur Gewohnheit. Was nicht zur Gewohnheit wird, sind die Alpträume, die mich seither plagen. Jede Nacht träume ich von einem allesverzehrenden Feuer, in dem meine Ängste, mein Leid und mein Verlangen auf kleiner Stufe gebraten werden. Das Feuer ist gerade so heiss, dass es weh tut. Aber es ist so kalt, dass es ewig dauern wird, bis ich verbrenne. Man könnte sagen, ich schmore in der Hölle.

Der Dichter

(15. September 1996)

Das Wetter erschien ihm köstlich, ein Gedicht zu schreiben. Also setzte er sich, Papier und Stift zur Hand, in den Park und fing an, Zeile um Zeile aus der Musen Mund niederzuschreiben:

Ich bin so froh, ich bin so happy
Wie ein junger Kerl auf Drogen
Könnte Bäume aus dem Boden reißen
Wie ein junger Frosch im Wald.

Selig lächelnd packte er das Stück Papier in seine Tasche und machte sich ans nächste Werk.

Das Läuten der Glocken

(15. September 1996)

Ich träumte von Kirchenglocken und meiner wunderschönen Braut. Ich sah eine uralte Dorfkirche und meine bleiche, lächelnde Braut.

Ich fühlte mich angenehm erregt, mein Blutdruck stieg, aber plötzlich wurde das Wetter schlecht, und das Dorf fing an zu brennen.

Ich verliess meinen Körper, meine Braut verschwand, ich blickte auf das brennende Dorf und die reitenden Krieger, die die Leute töteten. Grausam und mit viel Blutvergiessen.

Das Läuten der Glocken verstummte. Ich sah, wie einer der jungen Männer des Dorfes flüchten konnte. Mein Blick folgte ihm, er war wohl der einzige Überlebende des grausamen Abschlachtens. Er liess sich ein paar Meilen vom Dorf entfernt an einem Waldrand nieder, schweratmend und mit zitternden Knien. Ich sah ihm an, dass er am liebsten gleich auf der Stelle alles Geschehene vergessen hätte, aber die Bilder schienen wiederzukehren. Auch ich sah sie wieder und wieder. Ich weinte mit dem jungen Mann über die verlorenen Freunde und die verlorene Familie.

Stunden vergingen, der Abend kam mit Kälte und Regen, der das Feuer im Dorf langsam löschte. Rauch stieg auf, wo zuvor eine heile Welt geherrscht hatte.

Der junge Mann erhob sich, wischte Tränen und Regen aus den Augen, strich die nassen Strähnen aus dem Gesicht und wandte sich mit schlurfenden Schritten dem Dorf zu.

Mein körperloser Blick folgte ihm.

Er kam ins Dorf und sah das Grauen. Abgehackte Körperteile lagen herum. Köpfe, die noch geschrien und geweint hatten, als sie vom Rumpf getrennt worden waren. Von den Häusern stand kein einziges mehr, alles, was nicht Stein war, war nicht mehr. Die Dorfkirche schien als einziges Gebäude noch intakt zu sein. Doch auch aus ihr drang schwerer Rauch. Der junge Mann hörte wie ich das Weinen einer jungen Frau.

Wir gingen in das Haus, aus dem es drang. Dort lag die Geschändete. Dem jungen Mann ging wohl durch den Kopf, dass sie entehrt war. Man denkt seltsame Dinge, wenn man vor einem Grauen steht, das man nicht begreifen kann. Er wandte sich zuerst zum Gehen, besann sich dann aber doch und nahm das weinende Elend in die Arme. Sie war fast noch ein Kind. Schon hübsch, aber noch nicht reif dafür, was mit ihr geschehen war. Niemand war jemals reif für so etwas!

Er trug sie aus dem Haus, damit nicht noch ein Funke ihre Kleider in Brand setzen konnte. Alles glimmte, durch das beinahe nicht mehr vorhandene Dach konnte ich den grauen Himmel sehen. Er trug die junge Frau zur Kirche, wo der Rauch aufgehört hatte. Es gab in einer Kirche nicht viel Brennbares.

In der Kirche waren sie wohl sicher. Für eine Nacht würden sie sich dort wohlfühlen inmitten einer ungerechten und grausamen Welt des Schreckens.

Am Boden der Kirche lag der Dorfpfarrer. Neben ihm lag eine Fackel, mit der er sich wohl hatte wehren wollen. Ein Schwert steckte in seinem Rücken und ragte auf wie ein Kreuz. Noch während des Sterbens hatte er mit der Fackel in die Glut geschrieben:

“Wer das Grauen überlebet,
Lebe ewig,
Um zu rächen den Tod der Unschuldigen.
Er verfolge den Schuldigen, den Herren der Untat.
Die Familie des Schuldigen soll verflucht sein
Bis ans Ende aller Zeiten.
Nur eine Tochter solle überleben,
Eine kränkliche, bleiche Frau.
Sie gebäre eine Tochter undsofort.
Einen bleichen Engel des Todes.
1357 A.D.”

Der junge Mann zog das Schwert aus dem Rücken des Pfarrers, hielt es in die Luft und schrie den Fluch noch einmal, laut in die graue Nacht hinaus. Die Glocken läuteten dabei in einem seltsam lauten Ton.

Und dabei blickte er in meine Augen, der ich über ihm schwebte als Betrachter.

Ich erwachte schweissgebadet. Ein böser Traum vor meiner Hochzeit? Über meine bleiche, schöne Braut mit ihrem schwarzen Haar?

Ich heiratete am selben Tag mit einem mulmigen Gefühl. Ich erzählte ihr in der Hochzeitsnacht nichts von meinem Traum. Und in keinem meiner Ehetage erzählte ich ihr davon. Sie wurde schwanger und starb bei der Geburt unserer gemeinsamen Tochter. Ein schönes Kind. Ein kleines, bleiches, schwarzhaariges Fräulein. Ein Engel des Todes? Ich konnte es nicht glauben. Ich wollte es nicht glauben. Aber der Traum kehrte so oft zurück, bis ich es nicht mehr aushalten konnte.

In der Nacht, in der ich beschloss, mich selbst und das Kind zu töten, um den Fluch zu beenden, kamen die beiden aus dem Traum zu mir. Sie standen plötzlich im Raum, in dem ich und die Kleine schliefen.

Sie schauten mir dabei zu, wie ich es erstickte. Sie hätten es verhindern sollen. Aber auch sie waren verflucht gewesen. Verflucht ewig zu leben. Sie verblassten, als die junge Erbin des Fluchs verstarb.

Ich schreibe nun diese Zeilen, als wohl für die Öffentlichkeit nicht geltende Erklärung. Danach werde ich den Becher mit dem Gift trinken. Adieu.

P.S.: Werde ich beerdigt werden? Werden Glocken läuten?

Die Wohnung

(Irgendwann 1997)

Ich hatte seit einiger Zeit nicht mehr richtig gegessen. In meiner ersten eigenen Wohnung hatte ich durchwegs alles, was ich für meine Arbeit und mein Leben benötigte, aber ich fand kaum Zeit, um einkaufen zu gehen, weswegen meine Mahlzeiten nur zu oft aus Kaffee oder Tee (lang haltbare Waren) und einer aufgewärmten oder bestellten Pizza bestanden. Das Schöne an der eigenen Wohnung war, dass ich meine Zeit völlig selbst einteilen konnte. Ich brauchte keinerlei Rücksicht auf Mitbewohner zu nehmen (denn ich hatte ja keine) und konnte so bis morgens um fünf schreiben oder Nachforschungen anstellen. Oftmals sass ich an meinem Schreibtisch, der Fernseher war eingeschaltet (der Ton jedoch aus), mein Desktop-Computer war mit dem Internet verbunden, mein Laptop zeigte den Text, an dem ich arbeitete und mehrere Bücher lagen offen auf meinem Schreibtisch. Ich versuchte immer schon, alles gleichzeitig zu tun, und in jenen Nächten arbeitete ich sehr effektiv. Ich hatte gerade damit begonnen, das Internet zu benützen, im Gegensatz zum davorstehenden Zeitverschwenden, und konnte Begriffe, für die ich eine Definition benötigte, oder Orte, von denen ich mir für meine Arbeit ein Bild machen musste, zeigen lassen. Ich konnte, je nach Belieben, auch gleich mit einem Einwohner einer Stadt, in welcher meine Protagonisten lebten, sprechen, indem ich online mit ihm diskutierte. Das für mich schönste Beispiel dafür war, als ich versuchte, mir die Strassen von London vorzustellen, wie sie heute im Gegensatz zum 19. Jahrhundert aussahen. Ein Computerfreak aus West-London hielt die halbe Nacht seine Videokamera aus dem Fenster, um mir die Stadt zu zeigen (ich hatte sie nie besucht) und am nächsten Tag scannte er in einer grossen Bibliothek ein paar Gemälde und Bilder, frühe Photographien aus dem 19. Jahrhundert, und sandte sie mir per e-Mail. Danach lud ich mir vom Verkehrsministerium in London noch ein paar ziemlich genaue Strassenkarten herunter (und mein Computerfreak sandte mir wiederum gescannte Stadtkarten aus dem 19. Jahrhundert) und konnte so mit meiner Geschichte beginnen. Es war eine Kurzgeschichte über zwei Menschen, die durch die Zeit hindurch dasselbe erleben, hundert Jahre voneinander getrennt. Dazu musste ich natürlich wissen, welche Strassen es damals schon und heute noch gab.

Sie sehen, die Technik, welcher ich mich in meiner kleinen Wohnung bediente, war mir durchaus von grossem Nutzen.

Gleichzeitig aber war sie schliesslich auch mein Verderben. Denn sie hielt mich davon ab, das Haus zu verlassen. Ein kleiner Laden, der sich gleich an der nächsten Ecke befand, verkaufte Tee und Tabakwaren. Weiter ging ich bald schon nie mehr weg. Wenn mein Körper wirklich nach fester Nahrung verlangte, bestellte ich mir eine Pizza, und die Arbeit konnte weitergehen.

Ich las gerade eine kleine Schauergeschichte über grünen Tee - und ich trank selbst damals nur grünen Tee -, als ich anfangs, seltsame Dinge zu sehen. Seltsam deswegen, weil es sie nicht geben konnte. Plötzlich machten mir Dinge, die mir früher Freude bereiten konnten, Angst.

Zum Beispiel die Zufälle, die sich manchmal ergeben. So sah ich eines Morgens nach zehn Stunden Arbeit im Fernseher das Gesicht eines Vampirs, noch während ich mithilfe eines Internet-Suchprogramms nach den Ursprüngen dieser Legende suchte. Ein Zufall, sicher. Aber er erschreckte mich.

Und die Gleichheiten zwischen Internet und Fernsehen gingen weiter. Einmal sah ich in einem Sender etwas, was ich gerade erst selbst als Szene niedergeschrieben hatte. Der Leser könnte dagegenhalten, ich hätte die Sendung schon früher einmal gesehen. Nun, ich behaupte zumindest, mich nicht daran erinnern zu können. Doch es geht weiter. Ich schaltete den Fern-

seher erschrocken aus. Dann, nachdem ich den Kopf geschüttelt hatte, wieder ein. Ich wechselte den Sender. Und da begann dieselbe Szene noch einmal von vorne. Um mich abzulenken, wählte ich im Internet mein bevorzugtes Online-Spiel aus. Dort war ich ein Elf, ich sprach dort oft mit vielen Leuten. Kaum war ich eingeloggt, sprach mich einer der Zauberer an und erzählte mir, was ich mir eigentlich als Fortsetzung der Szene gedacht hatte. Natürlich könnte man hier sagen, dass der Film so weiterging und ich mit einem Auge während dem Spiel zusah. Und dass der Zauberer ihn ebenfalls sah. Doch natürlich blickte ich sofort ins Bild des Fernsehers, und die Szene ging nicht so weiter.

Verängstigt schaltete ich alle Geräte aus und ging zu Bett. Doch ich schlief lange nicht an jenem Morgen. Schliesslich ging ich, als es beinahe Mittag war, in den Laden an der Ecke und kaufte mir Zigaretten.

Der Erzähler

(2. Oktober 1996)

Albert Meryn war ein Märchenerzähler. Das Erzählen von Märchen war das, was er wirklich konnte. Und das konnte er gut. Doch je älter Albert Meryn wurde, desto mehr versank er in der einzigen Arbeit, die er kannte. Wenn ihn jemand darauf ansprach, dass er doch eigentlich nur mit unwirklichen Dingen zu tun hatte, verteidigte er die Personen, deren Anwalt er für die Kinder geworden war. Er verteidigte Schneewittchen, die Zwerge, den bösen Wolf, Pinocchio und alle anderen Figuren, die ihm am Herzen lagen.

Er versank so sehr in seiner Welt, dass er schliesslich im Alter von 73 Jahren in ein Heim eingeliefert wurde, wo er unter ständiger Beobachtung stand.

Ich selbst war damals sieben Jahre alt und weinte schwere Tränen, weil ich die Geschichten nicht mehr hören sollte, die meinen grauen Schulalltag verschönert hatten. Doch wie es so manchem kleinen Kind geht, hatte ich die Phase der Märchen irgendwann hinter mir gelassen. Herr Meryn, der Erzähler, fehlte mir bald nicht mehr so sehr. Ich begann, ihn zu vergessen.

Neulich las ich in der Zeitung von Albert Meryns Tod. Er starb mit über neunzig Jahren in demselben Heim, in das er in meiner Kindheit eingeliefert worden war.

Ich hatte ein seltsames Gefühl im Magen, als ich davon las. Ich fühlte mich wie ein Verräter. Ein Verräter an Meryn, an seinen Geschichten und an all den Kindern, die nach mir zur Schule gingen und seine Geschichten verpasst hatten.

Ich packte die Zeitung in meine Aktentasche und stellte die leere Kaffeetasse in den Abguss und verliess dann die Wohnung.

Als ich am Abend nach der Arbeit noch immer dasselbe miese Gefühl verspürte, ging ich anstatt nach Hause zum Heim. Ich wollte sehen, wie Albert Meryn seinen Lebensabend verbracht hatte. Ich wollte irgendwie sehen, dass er es doch schön gehabt hatte, aber ich befürchtete, keine Bestätigung dieser Hoffnung zu finden.

Das Personal des Heims war sehr freundlich und führte mich zu Meryns Zimmer.

Dort liess man mich ein paar Minuten allein. Ich trat durch die Tür in die Welt des alten Meryn.

Dunkelheit lag wie ein Leichentuch über diesem Zimmer. Durch die zugezogenen Vorhänge drangen nur wenige Strahlen Sonnenlichts hinein. Die Luft war stickig und schwer, als hätte jemand bis vor kurzem Räucherstäbchen glühen lassen. Und irgendetwas war in dem Zimmer, das mich an Regen und Wind erinnerte. Es dauerte eine Weile, bis ich es als Stimmengewirr entzifferte.

“Ist er gegangen?” - “Ist er tot?” - “Wer ist das?” - “Weiss ich doch nicht!” - “Vielleicht eines der Kinder, von denen er uns immer erzählt hat?” - “Aber er beschrieb sie kleiner, viel kleiner!” - “Etwa so klein wie ich, häh?” - “Psscht! Seid doch mal ruhig...”

Ich hörte die Stimmen der Zeitvertreiber. Hörte, wem der alte Meryn seine Geschichten erzählt hatte.

Meine Hoffnung war bestätigt.

Doch mein Wunsch nicht erfüllt.

Ich verliess ruhig das Zimmer.



Fraktal

(6. Juni 1997)

Fraktale Erscheinung eines Engels

Hervorgerufen durch Cromata

Neue Droge einer neuen fraktalen Welt der Information

Echter wurden die Träume

Echter wurden die Engel

Echter wurden die Schmerzen – und echter wurde der Tod durch die fraktalen Engel des Todes.

Ein Traum von neuen Welten

Ein Traum von neuen Wellen der Gefühle

Fraktale Gefühle

Erstellt in der Konsole und im Hirn

Mit den Daten aus dem Netz.

Hunger erlischt – und Durst

Und das Verlangen nach frischer Luft.

Die fraktalen Impulse ersetzen das Verlangen

Mit neuem Verlangen

Fraktale Impulse bilden fraktales Verlangen.

Mein Klon fraktaler Traum von Anderen

Mein Klon fraktaler Datensatz im Netz

Ein Engel des Todes, der sich holt, was ich verlange.

Cromata wirkt und lässt mich sterben ohne mein echtes Wissen.

Es interessiert nicht mehr:

Ich bin Verlangen – bin fraktal.

Alonsos Hoffnungsfunke

(17. September 1996)

Ich glaubte nicht daran, dass sich jemand in seinem traurigsten Moment umbringen könnte. Ich glaubte immer, dass jeder Mensch, beeinflusst durch die Erfahrung (aus dem Fernsehen), dass immer am Ende ein Happy End kommen konnte, das Tal durchschreiten wollte. Dass jeder Mensch einen Hoffnungsschimmer behält, vor allem wenn es ihm schlecht geht. Denn gerade in der Not (... frisst der Teufel Fliegen...) klammert er sich mit aller Macht an jeden noch so kleinen Strohalm, der sich ihm bietet.

Ich glaubte, Selbstmörder brächten sich dann um, wenn sie - nach überstandener Krise - wieder sahen, wohin ihr Weg sie führte. (Nämlich immer geradeaus, immer geradeaus...) Die Eintönigkeit des geregelten Lebens, die Monotonie des nicht in Gefahr Seins, all das konnte ich mir als wahre Gründe für einen Selbstmord vorstellen.

Bis ich Alonso kennenlernte.

Er erzählte mir von seinen Träumen, und ich versuchte sie ihm zu erklären. Je mehr ich von ihm erfuhr, desto verzweifelter versuchte ich einen kleinen Schimmer Hoffnung in seinem Leben zu erkennen. Aber bei ihm war es umgekehrt. Er suchte nicht nach einem Ausweg in die Monotonie des Alltags. Er suchte nach einem Weg hinein!

Ich konnte mir das nicht recht vorstellen. Ich hatte nie den Wunsch nach einem geregelten Leben verspürt, hatte wohl auch nie eines geführt, jedenfalls nicht länger als drei Jahre (und das nur ein einziges Mal, danach niemals wieder so lange...).

Alonso versuchte verzweifelt, einen Beruf zu finden, in dem er es länger als ein paar Wochen aushalten konnte, aber er schaffte es nicht. Er kannte keinen Zustand (in Beständigkeit, mit auf und ab...) zu dem er zurückkehren wollte, denn den Zustand vor seinem Leben. Er hasste nichts. Vielleicht sich selber. Aber darüber sprach er nicht, und davon träumte er auch nicht.

Er sprach und träumte von engelsgleichen Wesen, die nachts zu ihm sprachen. Sagte, es wären keine Träume, sondern Visionen. Ich fragte ihn danach, was er denn dabei fühle, wenn er wisse, dass er solche Kontakte hätte. Ich sah darin einen möglichen Ansatzpunkt für Hoffnung. Aber seine Antwort bestand aus einem klaren: "Nichts! Es ist einfach so, dass sie mich besuchen kommen. Sie erzählen mir Dinge aus dem, was du das Jenseits nennst. Es ist weder interessanter noch weniger interessant als das Diesseits. Es ist einfach nur auf der anderen Seite der Mauer!"

Er beschrieb den Tod immer als eine Mauer, gegen die man früher oder später rannte. Er wollte nicht mit geschlossenen Augen plötzlich mit dem Kopf gegen diese Wand knallen und durch sie hindurchfallen. Er wollte sie durchbrechen. Wollte mit eigener Kraft den Weg ebnen für das Drüben. Er wollte dorthin, denn nur dort wussten die Menschen (wie er), dass es dasselbe war auf beiden Seiten. Hier war Alonso ein Aussenseiter. Dort würde er seine Beständigkeit finden können, wie er sagte.

Ich fand lange Zeit keinen Hoffnungsschimmer für ihn. Ich fand ihn - zum Glück! - zu spät. Denn die einzige Hoffnung, die Alonso blieb, war, dies Leben zu verlassen, die Mauer zu durchbrechen und seine Bestimmung zu finden. Seine Beständigkeit. Kein Aussenseiter mehr zu sein.

Aber ich hätte ihm nicht Hoffnung machen können, auf seinem Weg in den Tod. Denn auch wenn er wusste, wie das Leben nach dem Tod sein musste, ich wusste es nicht. Und ich wollte nicht, dass es so war, wie er es mir beschrieb.

An Alonsos Beerdigung weinte ich - wie immer an Beerdigungen - nicht. Aber ein bisschen anders war es diesmal. Dieses Mal wusste ich, dass es gut für Alonso war, dass er tot war. Es hätte keinen anderen Ausweg für ihn gegeben.

Beinahe wäre ich versucht, diesen Text mit den Worten ‚Oder doch?‘ zu beenden, aber es würde meine Gedanken dazu offen lassen. Ich fand natürlich trotzdem einen Weg für ihn. Denselben Weg, den ich mein Leben lang gegangen bin, und weitergehe.

Wenn du dir sicher bist, was nach dem Tode ist, dann genieße dein Leben, solange du kannst. Du wirst es vermissen wie den Geschmack von Erdbeere, nachdem dein Freund oder deine Freundin die letzte gegessen hat. Du weißt, was kommt, also gedulde dich. Es kann dir im Leben so schlecht gehen, wie es will, du kannst höchstens sterben, und dann weißt du ja, was dich erwartet.

Der Flug

(3. Juni 1997)

Die Luft ging langsam aber sicher zur Neige. Ich hatte vor Stunden den Kontakt mit der Bodenstation in Cape Canaveral verloren und driftete mit dem kleinen Shuttle immer weiter vom ursprünglichen Kurs ab, ohne dass ich noch etwas hätte unternehmen können.

Die Sicherheit zu sterben war lähmend. Ich versuchte erst gar nicht, etwas zu tun.

Mein Flug hätte mich zum Mars bringen sollen, doch irgendwo zwischen Erde und Mars hatte ein Asteroid ziemlich hart auf die Aussenwand des Shuttles geschlagen und meinen Flug zu einem Flug ins Nirgendwo gemacht.

Ich schrieb ins Logbuch, was ich fühlte und schloss es mit der Bemerkung, dass ich den Flug trotz allem genossen hätte.

Dann spürte ich, wie das Triebwerk, das bisher dafür gesorgt hatte, dass das Shuttle sich immer schneller um eine Achse gedreht hatte, endgültig aussetzte. Plötzlich war es ruhig.

Die Stille dauerte nicht lange, aber sie liess auch mich ruhig werden, liess mich den Tod erwarten.

Vor den Frontfenstern sah ich plötzlich eine Gestalt, die in etwas Waberndes und Schimmerndes gehüllt war. Ich erkannte ein Gesicht. Es war seltsam. Ich war müde (lebensmüde!) und konnte nichts denken, denn dass das Gesicht unirdisch schön war.

Die Haut des Wesens schimmerte bläulich, aber das mochte an dem Licht liegen, in das der gesamte Körper gehüllt war. Es war ein weiblicher Körper, und das Lächeln, das mir da von draussen geschenkt wurde, liess mich innerlich erbeben.

Das Wesen hatte die tiefsten Augen, in die ich jemals geblickt hatte. Es holte mit der rechten Hand aus und griff ins Shuttle herein. Ich wurde bewusstlos.

Ich erwachte in blauem, milchigem Licht. Ich spürte, dass ich nackt war, denn ich spürte diese seltsame Atmosphäre auf meiner Haut. Das milchige Blau war fester und dichter als Luft - vielleicht ein wenig leichter als Wasser - aber es schien meinen Lungen ebenso zu gefallen wie die Luft auf der Erde.

Die Atmosphäre war beinahe undurchsichtig. Wie tausendfach verdichteter Nebel. Ja, es war irgendwie feucht. Aber keinesfalls unangenehm. Ich konnte wirklich die Hand kaum vor Augen sehen. Nur wenn ich sie ganz nahe vor mein Gesicht hielt. So nahe, wie mir das Gesicht plötzlich war. Das Gesicht, das ich im Weltall gesehen hatte.

Ein Kuss verschloss meinen vor Staunen weit geöffneten Mund und liess mich vergessen, was gewesen war. Liess mich nur noch an eines denken - an das Wesen, in dessen Umarmung ich mich befand.

Ich war so glücklich wie nie zuvor in meinem Leben. Die Haut des Wesens war glatt, in der kühlen Luft kühl.

Ich erwachte.

“Hey, Robert!” sagte die Stimme meines vorgesetzten Offiziers. “T minus eins - punkt - dreissig.”

Ich war enttäuscht, wie man es wohl immer ist, wenn sich ein unendlich schönes Erlebnis als Traum entpuppt.

“Komm, Robert. Das Shuttle wartet.” sagte mein Vorgesetzter.

Ich nickte und er führte mich durch Gänge, die ich in- und auswendig kannte. Aus jahrelangem Training. Ich war verwirrt, aber mein trainierter Geist wusste, wo es langging.

Bei der Tür, von wo aus ich allein weitergehen musste, hielt mein Vorgesetzter an.

“Ich wünsche dir viel Glück, Robert. Wird schon schiefgehen.”

“Würde mich freuen.”

Er schien mein entrücktes Lächeln für Verwegenheit zu halten.

Ich freute mich auf den Flug.

Der fünfte Juli

(5. Juli 1997)

Das tägliche Befinden ist - über Tage, Wochen und Monate betrachtet - eine Kurve mit vielen Höhen und Tiefen. Aber diese Darstellung ist höchstens zweidimensional - meistens ist sie gar eindimensional, weil sie nicht über Tage, Wochen und Monate hinweg betrachtet wird.

Robert Rankin (ein englischer humoristischer Schriftsteller) beschreibt in einem seiner Bücher (entweder 'The Book Of Ultimate Truths' oder 'Raiders Of The Lost Car-Park'), wie ein Tag im Leben von Cornelius Murphy aussieht. Er versucht sich vorzustellen, was dabei herauskommt, wenn man jeden Punkt, an den Cornelius in seinem Leben geht, mit Linien verbunden wird. Während einige Wege mehrmals täglich gegangen werden, gibt es Wege, die nur einmal - oder nur wenige Male - gegangen werden. Die Frage ist nun, welche Wege wichtiger sind. Bedeutender. Das widerspricht sich zum Teil. Ein nur einmal gegangener Weg kann bedeutend und wichtig sein, während ein vielfach begangener Weg unbedeutend und trotzdem wichtig sein kann.

Interessant wird es, wenn man die beiden Betrachtungsweisen verbindet. Welche Wege gehe ich, wenn ich mich auf einer Höhe befinde? Auf welchem Niveau befinde ich mich, wenn ich auf oft betretenen Pfaden gehe? Wie sieht es mit den einzelnen Pfaden aus?

Und: Wie fühle ich mich, wenn ich diese beiden Bilder miteinander vergleiche? Es entsteht eine Betrachtung des bisherigen Lebens im Hinblick auf das allgemeine Befinden. Wenden Sie es bitte nicht zu oft an. Vielleicht einmal jährlich. Am Weihnachtsabend, oder falls Sie christlich nicht so begabt sind wie ich (ein Grinsen nicht verkneifend) - am Sylvesterabend. Oder für Unkonventionelle und Anarchisten - am 5. Juli.

Magran

(23. September 1997)

Magran sass in seinem Arbeitszimmer und schrieb nieder, was er in den letzten Jahren erfahren hatte. Er versuchte, die wichtigsten Punkte seines Wissens in einzelnen Kapiteln hervorzuheben, was ihm nicht immer ganz zu seinem Wohlgefallen gelang. Er war kein Schreiber. Er war ein Täter im besten Sinne des Wortes. Im Anfang war die Tat. So schrieb er es am Anfang der Prologs nieder. Und am Ende das Wort. Hier schreibe ich nieder, was ich getan habe, um Andere darin zu lehren, es zu tun.

Es klopfte jemand an die schwere Eichentür und störte Magran beim Nachdenken. Unwillig rief er: "Herein! Wer immer der Störenfried auch sein möge!"

Die Tür öffnete sich, und der Priester des Ra trat in das Arbeitszimmer des Hexenmeisters. Alaban grinste. "Nun, verehrter Magran? Hast du die Arbeit an deinem Lehrbuch noch immer nicht beendet? Vielleicht ist das die Tat, die du nicht vollenden wirst! Man will dich in eine Schlangengrube stecken."

Magran lachte auf. "Ein kleiner Fluch meinerseits, und der Pharao wird kuschen, meinst du nicht?" Alaban lächelte. "Ja, das glaube ich dir. Schliesslich funktioniert meine Arbeitsweise ziemlich ähnlich wie deine. Nur dass ich meine Macht nicht zu meinem Vorteil nutze."

Jetzt grinste Magran - ziemlich unverschämt.

"Naja, wenigstens nicht ausschliesslich zu meinem." Alaban blickte zu Boden, wo er seine teuren Lederschuhe sah. Sofort blickte er Magran wieder in die Augen. "Ich will nicht, dass du stirbst, Magran. Wir haben viele Diskussionen über die Macht geführt. Ich würde weitere vermissen, würdest du das Opfer der Schlangen werden." - "Du könntest den Pharao dazu bewegen, mich freizugeben!" - "Ja, das könnte ich. Aber dazu müsstest du auch mir einen Gefallen tun."

Magran lächelte. "Und was wäre das? Dein alter Traum?"

Alaban blickte errötend zu Boden. "Ja."

"Das sollst du haben. Wenn du den Pharao dazu bringst, mich freizugeben, wird der nächste Pharao eine Frau sein. Eine Frau, die dir wohlgesonnen sein wird. In deiner Hand!"

"Und schön wie die Nacht, von der du schwärmst!" fügte Alaban hinzu.

Magran nickte. "So sei es."

Magran stand auf der kleinen Planke, die über dem Abgrund schwebte. Sie war der letzte Gegenstand, der ihn am Leben erhielt. Alaban lachte laut auf, als Magran ihn verfluchte. Alaban wusste, wie Magrans Flüche funktionierten. Wer daran glaubte, dass er verflucht war, erfüllte selbst die Prophezeiung. Doch er glaubte nicht daran, dass er, wie Magran es formulierte, "in ewigem Feuer brennen" würde. Die Pharaonin in seinem Arm lächelte fein. Sie war eine Schönheit unter Schönheiten.

"Deine Hinrichtung war nur verschoben, Magran." sagte Alaban kühl, als er den Stein vom einen Ende der Planke beiseite schieben liess, so dass Magran in die Schlangengrube fiel. Magran schrie nicht. In Alabans Gehirn jedoch erklang seine Stimme mit den Worten: "Gedenke meines Fluches, Alaban. Wir sehen uns wieder."

Alaban schauderte. Dann erkaltete Magrans Lebensfunke unter den Bissen der verschiedensten Schlangenarten.

Musikverständnis

(28. September 1997)

Erinnerst Du Dich? Erinnerst Du Dich an unsere Gespräche? Wie wir manchmal bis lange in die Nacht hineingeredet haben und unsere Gehirne zu wirren Knoten banden? Es war eine schöne Zeit damals. Und wir führten ein Gespräch, das mich damals wie heute fasziniert hat.

Über die Musik. Weisst Du noch? Ich fragte Dich damals: "Was wäre, wenn es einmal keine gute Musik geben würde. Keinen Musiker, der neue Melodien erfinden kann. Was wäre, wenn niemand mehr gute Musik erfinden könnte? Wenn keine Melodien mehr im Kopf umherschwirren und den ganzen Tag versüssen können?"

Wir schwiegen nach dieser Frage eine Weile, dann sagtest Du: "Die Leute würden einfach schlechte Musik kaufen!"

Ich nickte. "Aber warum?"

"Die Musikindustrie würde irgendwann bemerken, dass nichts Gutes mehr aus ihren Stars zu holen ist. Dann bleiben ihnen zwei Möglichkeiten: Entweder sie verkaufen alte Ware für neu, oder sie verkaufen schlechte Ware gut."

"Und die Jugend wird es sowieso kaufen. Denn die Jugendlichen folgen immer dem Trend, oder sie tun das genaue Gegenteil, was auch wieder ein Trend ist, und eventuell zu dem Trend wird, ein, zwei Jahre später."

"Das schlimmste aber passiert in den Discos. Man wird nicht mehr hingehen, weil die Musik gut ist, sondern nur wegen den Leuten und wegen dem Spass. Und wenn der Spass ausbleibt (schliesslich ist die Musik schlecht...), kommen Drogen ins Spiel. Aufheiterer, Aufputscher und Halluzinogene, um die nicht vorhandene Qualität der Musik zu verschleiern."

"Die Menschen haben sowieso eine seltsame Art mit Problemen umzugehen. Sie würden zwar merken, dass sie keinen Spass haben, würden dann aber höchstens die Art der Drogen oder das Etablisement wechseln. Darauf, dass die Musik einfach nicht zu gebrauchen ist, kommen Sie nicht!"

"Und es würde von Generation zu Generation weitergetragen werden. Die Vierzehnjährigen liegen voll im Trend und lieben die schlechte Musik. Und die Zehn- und Zwölfjährigen eifern ihnen nach."

Ich schwieg einen Moment und überlegte. "Und was ist mit der alten Musik? Was ist mit unvergänglichen Werken der Klassik, die nicht neu zu sein haben?"

Du sagtest leise: "Die Klassik ist keine Musik für jugendliche Massen. Vielleicht würden einige Jugendliche im versteckten ihre Mozart-CDs horten, aber in der Breite der Jugend ist nur wichtig, was neu und hip ist."

"Man wird nicht mehr von Musikstücken, Songs und Werken sprechen. Die Musikindustrie wird absichtlich den ‚Track‘, die ‚Platte‘ und die ‚CD‘ als Begriffe verwenden."

"Keiner wird von einer schönen Melodie sprechen, weil nicht Melodien im Zentrum stehen, sondern Techniken und Instrumente. Zu einem bestimmten Musikstil gehören Instrumente. Und man wird das Augenmerk auf die technische Perfektion der Instrumente richten, nicht auf das Gefühl, das der Hörer dabei hat."

Ich schwieg wiederum. Denn ich formte einen Satz zurecht.

"Aber eine magische Melodie ist nicht schön, weil sie von einem bestimmten Instrument gespielt wird. Eine magische Melodie ist sowohl mit Geige, Klavier und Horn, als auch mit elektrischer Gitarre, Synthesizer und Sampler schön! Irgendwann

werden die Barden und Druiden wieder auferstehen, die Minnesänger und die Dichter. Und es werden Melodien gewoben werden, die versunkene Reiche auferstehen lassen können!”

Und Du sagtest: “Wann endlich?”

Was ich war

(14. Juli 1997)

Worüber lohnt sich zu schreiben, wenn es klar scheint, dass niemals jemand das Geschriebene lesen wird denn ich selbst? Ich bin mir beinahe sicher, dass es ausser mir keinen Menschen hier draussen gibt, kein Lebewesen, das meiner Sprache mächtig wäre - nicht einmal eines, das meine Schrift entziffern könnte.

Mehrere Millionen Meilen trennen mich nun schon von der Erde mit all ihren Menschen. Von den Menschen, die beständig kommunizieren, schreiben und lesen, sprechen und zuhören. Es trennen mich auch Jahre. Drei Jahre bin ich unterwegs. Wollte ich umkehren (was ich nicht darf, denn ich habe einen Auftrag zu erfüllen), würde mich dies sechs weitere Jahre meines Lebens kosten. Niemand wird also diese Zeilen lesen, die ich in meinen portablen Computer tippe, den mitzunehmen ich mir nicht hatte verweigern lassen. Ausser wenn ich die Dateien zusammen mit der Sonde zurücksenden würde. Was ich natürlich nicht tun würde. Dies war mein persönliches Tagebuch, in das ich Dinge schrieb, die niemanden etwas angingen. In die Kapsel der Sonde würde ich nur legen, was für die Menschheit von Interesse war: Technische Daten des Sirius-Sonnensystems. Beobachtungen von astronomischen Phänomenen. Bilder von der Reise. Solcherlei Dinge.

Meine Gedanken zur Reise, meine Einsamkeit, meine Zweifel und meine Depressionen waren für die Menschheit gänzlich uninteressant. Und auch wenn ich so das Bild meiner Reise veränderte (ich bot den Menschen das Bild, das sie sehen wollten), war es mir doch lieber auf diese Weise. Die Menschen würden in Gedanken bei mir sein. Bei dem starken Helden, der als erster Mensch eine interstellare Reise tat. Der als erster Mensch einen fremden Stern erreichen würde. Dieser Gedanke erfüllte auch mich immer wieder mit Stolz, und zuweilen war er der einzige Halt, der sich mir bot.

Immer wieder, wenn ich darüber zu grübeln begann, wie wertlos mein Leben durch diese Reise für mich wurde, hielt ich mich daran fest, wie sinnvoll mein Leben für die Menschheit durch die Reise wurde.

Ich vermisste den Regen. Und den Schnee. Auch das warme Wetter an einem Sommerabend. Aber vor allem den Regen. Nichts wusch mich von Zeit zu Zeit von den Alltagsorgen rein. Das Klima war tagein tagaus dasselbe. 20 Grad Celsius. 50% Luftfeuchtigkeit. 10 Lux Helligkeit während der Wachphase, absolute Finsternis in der Schlafensperiode.

Drei Jahre waren vergangen, ich nahm einen Wein zu mir, der wohl längst nicht mehr so schmeckte, wie er sollte. Dennoch erfüllte er mich mit Genuss. Während der drei Jahre hatte ich vor allem viel gelesen. Vor der Abreise hatte ich mein Notebook mit Texten gefüllt, die ich aus den virtuellen Bibliotheken hatte herunterladen dürfen. Ich hatte mich gut eingedeckt, in weiser Vorahnung, dass ich manche der Bücher nicht ganz lesen, sondern nur durchblättern würde. Zum Glück hatte ich dies getan. Die Hälfte der Texte hatte ich bereits durch. Und die Reise würde weitere zwei Jahre dauern. Und danach – ich wusste noch immer nicht, was danach kommen würde. Ich konnte natürlich zurück zur Erde. Aber auf der Erde würde ich nicht mehr leben können. Nach zehn Jahren allein im All drehte man entweder durch – oder man war sonst nicht mehr gemeinschaftsfähig. Ich vermutete für mich Ersteres. Also würde ich im Sonnensystem Sirius bleiben. Um die fremde Sonne kreisend, lesend und schreibend.

Nach vier Jahren hatte Sirius begonnen, heller zu werden. Anfangs unmerklich, mit den Wochen jedoch wurde es spürbar heller in meiner relativ engen Kabine, in der keine Schwerkraft herrschte. Die letzten drei Wochen meiner Reise verbrachte ich damit, das Anwachsen des Sterns zu beobachten und mittels Schrift festzuhalten. Ich beschrieb auch meine Gedanken

dazu, obwohl ich einst gedacht hatte, das ginge den Rest der Welt nichts an. Mein Mut hatte mich oft verlassen, doch mangels einer Alternative hatte ich meine Reise fortgesetzt. Oft verzweifelt. Aber ich liess meinen Selbstmordgedanken niemals genügend freien Lauf, um im Tod zu enden. Mit dem Wachsen des blaugrünen Sterns Sirius erwachte jedoch eine Todessehnsucht, die ich in diesem Ausmass noch nie bei mir hatte feststellen können. Der Wunsch, in dieses kalte und dennoch glühende Auge einzutauchen wuchs mit dem Durchmesser des Sterns.

Schliesslich bog meine Raumkapsel in einen Orbit um den Stern ein, so dass die Geräte an Bord das System vermessen und eventuelle Planeten orten konnten.

Und da geschah etwas, das gleichzeitig Panik in mir weckte und mein Herz vor Hoffnung höher schlagen liess. Der Ort fand zwar keine Planeten, dafür eine Weltraumstation. Ein gewaltiges radähnliches Gebilde, von dem aus kleine Raumschiffe ständig ins All starteten. Andere dockten an die Zentrumsugel der Station an. Lichter blinkten, und bald hörte ich im Funkgerät zuerst ein Rauschen und dann Stimmengewirr, von dem ich nichts verstand.

Ich überwand die Angst vor ausserirdischem Leben schnell und versuchte, mit den Fremden Kontakt aufzunehmen. Ich bereitete einen Funkspruch vor und sandte ihn auf sämtlichen Frequenzen ab.

In der Erwartung, in vielleicht einer halben Stunde eine Antwort (wie auch immer geartet) zu bekommen, lehnte ich mich zurück und beobachtete die Station auf dem Orterschirm, als sie aus meinem Sichtbereich verschwand. Sie bewegte sich auf einer anderen Bahn um den Stern.

Bereits nach fünf Minuten erreichte mich die zutiefst erschütternde Antwort.

“Commander Nathan Langley. Wir hören Sie. Willkommen im Sonnensystem Sirius. Vor vier Jahren erfand auf der Erde ein Wissenschaftler das Prinzip für ein überlichtschnelles Triebwerk, weswegen wir hier eine Raumstation aufbauen konnten. Wir holen Sie mit einer Raumfähre ab und werden Ihnen alles weitere dann erklären. Herzlichen Glückwunsch zu Ihrer Reise, Langley!”

Ich begann zu weinen. Das erste Mal seit über fünf Jahren weinte ich bitterlich. Die Tränen ersetzten mir den reinigenden Regen. Bis meine Augen leer waren, und Klarheit mich erfasste. Ich übernahm die automatisierten Kontrollen der Raumkapsel und setzte den Kurs.

Wieder wuchs der blaugüne Stern, diesmal ohne aufzuhören. Ich tauchte ein in die Ewigkeit und behielt recht, was meine Schriften betraf.

Wo ich jetzt bin, ist mir nicht klar. Womit ich meine Gedanken festhalte, weiss ich nicht. Ich weiss nicht, was ich bin. Ich muss gestorben sein, denke ich. Die Zeit erscheint mir nun endlos. Manchmal heitere ich mich an dem Gedanken auf, ich könnte irgendwo in einer Irrenanstalt liegen. Oder in einem tiefen Koma auf der Station. Doch was ich wahrnehme ist verschwommen. Ich bin nicht, was ich war.

Würdig

(5. November 1996)

Es stank erbärmlich zwischen den Containern. Zwei Wohnblocks begrenzten die kleine Gasse, die desöfteren von Pennern dazu benutzt wurde, eine einigermaßen warme Schlafstätte zu ergattern. Der stinkende Müll hatte einen grossen Vorteil. Die Küchenabfälle sonderten nicht nur Gestank sondern auch Wärme ab. Es war keinesfalls gesund, dort zu schlafen, aber vielleicht doch noch gesünder als nachts zu erfrieren.

Arnold störte den Geruch nicht mehr. Seine Geruchsnerve waren seit langem tot. Der Schnaps, den er Tag für Tag in sich hineinfließen liess hatte dafür gesorgt. Und nicht nur dafür. Er hatte sich von der Normalität soweit entfernt, dass er nicht mehr zurück in ein normales Leben finden konnte. Es gab einmal ein staatliches Programm zur Resozialisierung solcher Leute, aber Arnold war am ersten Abend schon wieder verschwunden.

Arnold bettelte nicht einmal. Dafür war er sich entweder zu schade, oder er hatte dabei versagt. Auf jeden Fall hatte er, als ihm einmal jemand Geld hingeworfen hatte, das Geld genommen und an den Kopf des Sponsors geworfen. Danach hatte er ihn bespuckt, niedergeschlagen und war weitergegangen.

An einem Abend im November ging es ihm besonders schlecht. Er konnte beinahe nicht mehr gehen. Er stützte sich an einer Hausecke ab, um ein wenig zu verschnaufen und einen weiteren Schluck zu trinken. Da stürzte sich ein Junge mit einem Messer auf ihn.

“He, wwas isst denn los?” lallte Arnold. Doch der Angreifer kümmerte sich nicht darum, was Arnold sagen wollte. Er stach ihn nieder und rief: “Du bist es nicht wert, in meiner Stadt zu leben. Nicht du!”

Arnold lag stöhnend mit drei Stichwunden im Magen auf dem Boden. Ihm war egal, dass man ihn als Ungeziefer betrachtete, aber sterben wollte er nicht. Noch nicht.

Der Jugendliche stand über ihm und blickte hasserfüllt auf ihn herab. Er lachte hämisch und nahm noch einmal das Messer zur Hand. Er liess sich neben ihm nieder und klopfte ihm auf den Schädel. “Na, hast du Angst?” fragte er.

Da leuchtete es hinter dem Jugendlichen plötzlich auf. Ein helles Licht, das aber nicht blendete. Im Licht war eine dunkle Gestalt zu erkennen. Ein Mensch in einem langen Gewand. Er hob die Hand, zeigte mit einem Finger auf den Jugendlichen, und der Jugendliche erstickte.

Der Fremde aber nahm Arnold bei der Hand und führte ihn in eine andere Welt.

Lucy lebte nicht mehr. Das redete sie sich jedenfalls jeden Tag ein. Sie bot ihren Körper an der Landstrasse nach Zürich feil, bekam das Geld, das sie benötigte, um ihr Kind mehr oder weniger über die Runden zu bringen und sich die Klamotten und die Schminke zu besorgen, die sie für ihren Job brauchte.

Ihr war egal, ob ein Mann sie schlug, solange er bezahlte und ihr Gesicht nicht entstellte.

Sie war auf dem Weg nach Hause, wo ihr Baby sicher schon nach Futter schrie. Ihre Stöckelschuhe hallten zwischen den Strassen von Zürich mit unzähligen Echos. Der Boden war vom Regen noch feucht, es waren keine Menschen mehr unterwegs in dieser frühen Morgenstunde. Lucy hatte das Gefühl, dass ihr jemand folgte.

Sie beschleunigte ihre Schritte ein wenig, was das Geräusch eines ratternden Maschinengewehrs erzeugte.

Sie sah einen Schatten. Sie begann zu rennen.

Hinter ihr tauchte ein Mann auf, doch sie erreichte den Eingang zu ihrem Wohnblock noch früh genug. Sie rannte das Treppenhaus in irrwitziger Geschwindigkeit hinauf, öffnete die Wohnungstür und verschloss sie hinter sich. Ihr Baby schrie tatsächlich. Die Wohnungstür wurde aufgebrochen und Lucy erkannte einen Freier dieser Nacht. Er hatte sie geschlagen, hatte behauptet, sie wäre nicht gut genug für ihr Geld. Er hatte eine Pistole in der Hand, mit der er das Baby erschoss.

Dann legte er den Lauf der Waffe an Lucys Schläfe. Lucy spürte, wie ihr Geist der Welt zu entgleiten drohte, sie schrie und spürte, wie der Finger des Kindermörders sich zu krümmen begann.

Da leuchtete es hinter dem Mann plötzlich auf. Ein helles Licht, das nicht blendete und die Umrisse eines Mannes in einem langen Gewand freilegte. Er zeigte mit dem Finger auf den Kindsmörderer, und der erstickte.

Der Fremde führte Lucy in eine andere Welt. Und Lucy begann zu lächeln, als sie sah.

Zeitungsausschnitte

(14. September 1996)

Manchmal bereue ich meinen Aufstieg zum Redakteur. Ich erinnere mich an meinem Schreibtisch an die Zeiten, als ich noch selber der junge Reporter war, der ständig versuchte, zur richtigen Zeit am rechten Ort zu sein. Ich erinnere mich daran, wie es war, als ich noch selber Zusammenhänge herstellte zwischen zwei eigentlich unabhängigen Geschichten, um das Interesse auf beide zu lenken.

Letzthin passierte jedoch etwas Ungewöhnliches. Normalerweise fungiere ich nur als Lektor, verbessere die Sprache der oft noch ungeübten Reporter und gebe die Artikel dann an den Chefredakteur weiter.

Doch am 17. August 1996 bekam ich vier unabhängig geschriebene Artikel zwischen die Finger, die allein betrachtet keine grosse Sache machten. Ich strich jeden zuerst einzeln von der Liste für die Wochenendausgabe, für die sie gedacht waren, aber wie alle Artikel werden sie trotzdem auf dem Server gespeichert, falls irgendwann einmal eine neue Geschichte den Zugriff auf eine solche Datei verlangt.

Ich holte die Geschichten also allesamt wieder vom Server auf mein Notebook, als ich die Zusammenhänge bemerkte. Ich druckte sie mir aus und las sie langsam durch.

London, 15.8.96. Ein offensichtlich stark verwirrter, seltsam gekleideter Mittfünfziger, kroch am Abend aus einem der unzähligen Kanalisationseingänge Londons. Er blickte sich verwirrt um und begann mit seinen Händen wie wild in der Luft herumzufuchteln. Drei Londoner Doppelstockbusse krachten zusammen, wohl weil sie dem geistig Kranken zugeschaut hatten, anstatt auf den Verkehr zu achten. Der Verrückte verschwand spurlos.

Ostia, 16.8.96. Zur Zeit der Römer war ‚Hostia‘ der Hafen zum Mittelmeer. Heute passiert dort nicht mehr viel. Aber am heutigen Morgen kam aus einem der beinahe vernichteten römischen Theater ein verwirrter Mann (etwa sechzig Jahre alt, seltsam gekleidet) und begann damit, mit den Händen herumzufuchteln. Er blickte gegen Himmel und plötzlich stürzte eine Boeing 747 der Alitalia kurz vor Rom ab. Gründe für den Absturz konnten nicht festgestellt werden, aber viele Leute, die gleichzeitig den seltsamen Herrn und den Absturz der Boeing betrachteten, stellten da einen Zusammenhang her. Keine Spur von dem Beschuldigten.

Genf, 16.8.96. Am frühen Nachmittag tauchte vor den UNO-Gebäuden in Genf wie aus dem Nichts ein Irrer auf, der wie wild mit den Armen herumfuchtelte, nachdem er eine Weile dem Treiben des Verkehrs zugeschaut hatte. Daraufhin krachten fünf Limousinen mit Diplomatenkennzeichen zusammen. Alle Betroffenen sagten, dass ihre Autos verrückt gespielt hätte. Von dem Irren fehlt zur Zeit jede Spur. Er wird nirgends vermisst.

Hannover, 16.8. 96. Ein seltsamer Fall von Verkehrschaos herrschte plötzlich auf dem Hannover Flughafen, als ein Verrückter in seltsamer Kleidung über zwei Startbahnen rannte, wie wild die Arme durch die Luft schwingend. Zwei Passagierflugzeuge

fuhren plötzlich los und krachten zusammen. Sie hatten seine Zeichen wohl als Startaufforderung verstanden, obgleich beide Piloten jeden Vorwurf von sich wiesen. Sie hätten die Instrumente nicht einmal berührt! Von dem verrückten Mann fehlt jede Spur.

Ich las die Artikel noch einmal und streichte die Übereinstimmungen mit einem Markierstift an. Fast der ganze Text leuchtete mir danach gelb entgegen. Ich stützte den Kopf auf meine Hände und stierte auf das Papier. Dann griff ich zum Notebook und schrieb auf, was ich von der Sache hielt. Kurz gesagt glaubte ich nicht an einen Zufall. Mir war zu lange nichts Aufregendes mehr passiert (auch wirklich aufregende Berichte gehörten leider nur zu meiner Arbeit), als dass ich mir diese Chance entgehen lassen hätte.

Ich schrieb einen kurzen Artikel mit der Überschrift ‚Ein Irrer geht um die Welt?‘ und plazierte ihn in der zuvor genannten Wochenendausgabe unserer Zeitung. Allerdings wurde er noch einmal vom Cheflektor gekürzt und fand kaum Beachtung. Zu meiner Überraschung aber wurde mein Artikel im Internet veröffentlicht (von einem privaten Sammler verrückter Neuigkeiten) und achtzehn (18!) Faxmeldungen erreichten mich in der darauffolgenden Woche, in denen Geschehnisse um den 15. August herum beschrieben wurden, die alle ganz ähnlich klangen. Jedesmal mit verschiedenen Zeugenaussagen. Alle Berichte waren aus verschiedenen Ländern abgeschickt worden, alle Berichte lagen etwa einen Vierteltag auseinander. Ich schrieb daraufhin einen Artikel, in dem ich alle Ereignisse aufzählte, nachdem ich sie mir von den örtlichen Polizeipräsidien hatte bestätigen lassen.

Doch auch dieser Artikel fand keinen Anklang beim Lektor. (Oder erst recht nicht.)

Entmutigt stürzte ich mich in meine Arbeit als Lektor. Doch ich bekam in den darauffolgenden Wochen ständig neue Faxe, in denen weitere Verkehrsunfälle beschrieben wurden, die von einem Irren in seltsamer Kleidung begleitet wurden, der daraufhin spurlos verschwand.

Das Ganze fing an, mir ein wenig Angst zu machen. Ich wollte nicht, dass die Geschichte einfach unterging, nur weil die Unmöglichkeit, jeweils einen Vierteltag später an einem ganz anderen Ort auf der Welt zu sein (es waren immer exakt sechs Stunden!), mir einen Strich durch die Rechnung machte. Menschen verschwanden auch nicht einfach spurlos. Vor allem nicht Verrückte, die mit schwingenden Armen durch die Gegend liefen und Verkehrsunfälle verursachten.

Ich weiss, wie unglaublich diese Geschichte klingt, und keine Zeitung der Welt kaufte sie mir ab, aber ich weiss, dass ein Zusammenhang besteht, und die Fälle gehen weiter! Deshalb brachte ich ein Vermögen an Geld auf, um diese Meldung überall zu plazieren, wo ich konnte. Bitte, prüfen Sie es nach. Machen Sie es publik.

Ich möchte nicht in einem Flugzeug sitzen, das plötzlich wegen eines Irren abstürzt, nur weil niemand auf die Wahrheit reagierte. Lieber möchte ich in einem Flugzeug sitzen, das von der I.R.A oder der PLO in die Luft gesprengt wird. Bitte! Verbreiten Sie diese Wahrheit weiter. Es ist nachzuprüfen. Tun Sie es!

Parallorpheus

(14. Juli 1997)

“Guten Abend, Herr Winster!” rief mir die Hausbesitzerin entgegen, als ich vom Kern des Stadtteils, dessen besten Pub ich an jenem Abend besucht hatte, heraufkam, um in der Dachwohnung, die sie an mich vermietet hatte, noch ein wenig zu arbeiten. “Guten Abend, Frau Laney!” rief auch ich, so fröhlich es eben ging. Frau Laney war eine nette Person, der ich meine seltsame Laune, in der ich mich befand, nicht antun wollte. Sie vermietete mir die Dachwohnung für 50 Pfund die Woche, was angesichts der grossen Dreizimmerwohnung eigentlich viel zu wenig war. Ich hatte ihr bei der Verhandlung – die mehr einem netten Fünfuhrtee entsprochen hatte denn der Abwicklung eines Geschäfts – gesagt, dass mir eigentlich ein Zimmer reichen würde. Und so bestand sie schliesslich darauf, mir die Wohnung zum Preis eines Zimmers zu geben.

Wir tranken an manchen Tagen zusammen Tee, ohne dass sie viel über meine Arbeit wissen wollte. Manchmal hätte ich ihr gerne mein Herz ausgeschüttet, denn mit meiner Komposition wollte es einfach nicht recht vorwärts gehen. Aber auch wenn mir die Dame recht mütterlich erschien, so war sie doch wiederum zu freundlich, um sie mit dem Thema der Komposition zu belasten. Es sollte ein Stück werden, das den Weg des Orpheus beschreibt, wie er in den Hades hinabsteigt. Seit Beginn der Arbeit an diesem Stück hatten mich jedoch Alpträume geplagt. Nicht, dass ich zuvor keine Alpträume gehabt hätte, aber diese Träume waren eindeutig die Folge meiner Arbeit. Zumindest am Anfang. Später wurde es schlimmer.

“Werden Sie noch arbeiten, Herr Winster?” fragte Frau Laney. Ich nickte. “Wenn es Sie nicht stört. . .” – “Aber nein, Herr Winster! Wir haben doch eine Abmachung! Sie dürfen bis um Mitternacht auf Ihren Instrumenten spielen. Und wenn Sie einmal wirklich weiterarbeiten müssen, dann kommen Sie ruhig herunter und fragen Sie mich. Meistens gehe ich auch nicht vor zwei Uhr morgens ins Bett.” Sie lächelte. Ich bedankte mich bei ihr und ging die drei Treppen hinauf in meine Wohnung.

Ich setzte mich ans Klavier, das ich so gestellt hatte, dass ich – wenn ich am Abend spielte – die Sonne untergehen sehen konnte. Jener Abend war ein schöner Juliabend, und während ich den Anfang des Orpheus-Stücks zu spielen begann, näherte sich die Sonne ihrem Niedergang.

Als ich den zweiten Teil des Stücks wieder und wieder spielte, mit zahlreichen Variationen, die mir immer mehr von den Träumen beeinflusst zu sein schienen – denn sie waren düsterer, als mir lieb war –, erloschen die letzten Strahlen und der Himmel glühte in einem dunklen Blau. Der Abendstreifen – jener Streifen am Himmel, wo das Rot deutlich ins Blaue wechselt, und wo der Abendstern zu jener Zeit zwinkert – erschien mir ungleich deutlicher als sonst. Die Melodie, die eigentlich noch immer dieselbe war wie vor einer Woche, unterlegte ich mit anderen Grundtönen. Sie klangen anfangs falsch in meinen Ohren, und ich vermochte sie auch nicht einer Klanglehre zuzuordnen. Aber etwas in meinem Inneren wollte diese Töne an jener Stelle, an der Orpheus das Tageslicht verlässt und die Höhlen und Gänge betritt, die ihn nach unten führen, wo er sein Schicksal zu erfüllen hat. Diese seltsame Harmonie korrespondierte mit meinen Träumen, die sich in den letzten Wochen gewandelt hatten. Während sie anfangs einer recht romantischen Darstellung der Unterwelt entsprochen hatten, waren mit der Zeit Dinge hinzugekommen. Die Feuchtigkeit der Höhlen hatten an Bedeutung gewonnen. Ein Geruch war hinzugekommen. Und ein grünliches, fahles Licht, das von tiefer unten kam. Der Geruch war derjenige von Leichen, der nicht in die griechische Darstellung der Totenwelt passte. Jedenfalls nicht in meine Vorstellung der griechischen Unterwelt.

Das erste Mal war mir das Bild – ich weiss nicht, wie ich es sonst nennen soll; ein Relief, eine in die Wand eingelassene

Skulptur – des Monsters vor zwei Tagen im Traum erschienen. Es hatte mit Orpheus und der griechischen Mythologie nicht viel zu tun – vielleicht mit der Medusa, denn der Kopf des Monsters war tentakelbewehrt. Aber unterhalb des seltsamen Haarwuchses war kein Frauenkörper zu sehen gewesen. Was ich gesehen hatte, waren grosse Augen gewesen. Und ein Papageienschnabel, aus dessen Öffnung sich drei Zungen hervorgeschoben hatten. Der Körper selbst war in den Hintergrund getreten, als wäre die Figur darin begriffen, aus dem Fels heraus in den Gang zu kriechen. Das seltsamste aber war gewesen, dass ich während des Traums das Gefühl von Wachheit gespürt hatte. Eine klare Empfindung von Adrenalin während des Betrachtens. Und das Basaltrelief trug Bewegung in sich. Nicht wie bei einer antiken Skulptur, von der man oft denkt, sie könnte sich im nächsten Moment rühren – sie vermittelte das Gefühl, dass sie sich bewegte. Wann immer ich den Blick kurz abwandte, schien sich die Anordnung der Tentakel auf dem Kopf der Scheusslichkeit verändert zu haben. Und auch schien mir der Kopf weiter aus der Öffnung im Fels hervorzutreten.

Ich schüttelte die Erinnerung an den Traum ab und bemerkte, dass ich noch immer die Melodie spielte, jedoch mit weit extremeren Untertönen, die mir fremder noch erschienen als die vorherigen, aber trotzdem mehr Harmonie ergaben.

Ich hörte auf zu spielen und notierte mir, was ich gespielt hatte. Denn obwohl nun die Empfindung des Traumes mit der der Musik übereinstimmte, war ich eher stolz auf das Werk, als dass ich mich davor fürchtete. Wohl weil ich zu jenem Zeitpunkt noch fest davon überzeugt war, dass sowohl die Träume als auch die Melodien, die ich schrieb, aus mir selbst entstanden. Viele Künstler glauben an irgendeine Macht, die ihnen ihre Gabe schenkt, oder gar die Inspiration selbst gibt. Ich selber glaubte an irdische Inspiration. An die Kraft der Imagination. Ein einzelner Blick eines jungen Mädchens konnte mich eine Nacht lang dichten lassen. Ein einzelner Kuss desselben Mädchens konnte mich wochenlang malen, dichten und musizieren machen. Selbst einem toten Stein war mehr Leben anheim, als mancher Zeitgenosse denken möchte.

Das änderte sich mit dem Traum, den ich in jener Nacht hatte, als ich den zweiten Teil der Orpheus-Komposition beendet hatte.

Mein Schlaf begann ruhig – das erste Mal seit Wochen, denn ich war mit mir und der Welt zufrieden –, doch nach einer Weile glaubte ich zu erwachen (doch die späteren Ereignisse lassen ich auf einen realistisch erscheinenden Traum schliessen). Ich erhob mich aus meinem Bett und ging im Schlafanzug ins Wohnzimmer, wo ich mich wieder ans Klavier setzte. Der volle Mond schien direkt vor dem grossen Fenster zu sitzen, das dunkle Blau des ihn umgebenden Himmels wirkte sanft und samten. Ich begann, die Melodie zu spielen. Nur mit der rechten Hand. Die Untertöne ergaben sich in meinem Geist von ganz alleine. Sie nahmen überhand, und ich begann sie mit der Linken zu spielen. In meinem Inneren wurde es dadurch ruhiger. Ich spielte den zweiten Teil. Wieder und wieder. Wie in einem absonderlichen Ritual begriffen spielte ich und begab mich in eine tiefe Trance. Mein Blick war auf den bleichen Mond geheftet, der mein einziger Zuhörer war. Vor dem grossen Fenster war ein breiter Sims, und als ich schon eine ganze Weile für den Mond gespielt hatte, bemerkte ich die Katzen, die sich darauf versammelt hatten. Sie sassan ganz ruhig da. Es waren grosse Tiere, die mir alle schwarz erschienen im Licht des Mondes. Zwei waren es tatsächlich, die anderen zwei waren grau und hatten dichteres, längeres Fell. Ich nahm die Hände von der Klaviatur – die Musik spielte weiter, ich sah, wie sich die Tasten hoben und senkten, wie von Geisterhand gespielt. Auch die Pedale hoben und senkten sich an den richtigen Stellen. Ich ging zum Fenster und öffnete es weit. Dann trat ich zu den Katzen auf den Sims, und zusammen wandten wir den Blick zum vollen Mond.

Zur Melodie des sich in den Untergrund begebenden Orpheus erhoben wir uns in die Lüfte. Auf allen Vieren schlichen wir auf einem unsichtbaren Pfad. Eine schwarze und eine graue Katze vor mir, die beiden anderen Katzen hinter mir. Der Pfad führte uns – viel schneller als wir uns bewegten – hinter den hellen Mond. Nach Ulthar, wo nachts die Katzen schreien. Die schwar-

ze Stadt Ulthar, wo ewig Schatten herrscht, weil das Licht Sonne ihren Platz nicht erreichen kann. Wir schlichen durch enge Gassen, schrien miteinander und strichen eng aneinander vorbei, um einander das Fell des Anderen spüren zu lassen. Die Pfade führten uns zum grossen ‚Temple of Kadath‘, der jenem unbekanntem Berg geweiht ist, von dem aus einst ein Mensch Ulthar betreten hatte, um Fürchterliches zu erleben. Der Temple of Kadath lag unter dem Mondboden, so dass wir bald durch feuchte Gänge schlichen, die uns tiefer ins Gestein führten. Die Dunkelheit machte unseren Katzenaugen keine Schwierigkeit, uns zurechtzufinden. Und bald leuchtete matt ein grüner Schimmer aus der Tiefe herauf, und wir traten vor den Schrein. Der Schrein bestand aus einem grünleuchtenden Tor, das zum Unbekannten Kadath führte. Und aus dem Basaltrelief darüber. Ich blickte ins Gesicht des Alten Gottes, der ertrunken auf dem Grund des Meeres in der Schwarzen Stadt R’lyeh ewig schläft. Die Tentakelhaare raschelten feucht (wie wenn man durch nasses Laub geht), und Cthulhus Augen öffneten sich weit. Der Alte Gott sprach: „Vollende das Werk, denn es entspricht, wonach ich verlange.“ Daraufhin schlossen sich die Augen wieder. Und die Katzen heulten mit mir jene Melodie, von der der Gott gesprochen hatte.

Wir schlichen zurück auf dunklen Pfaden. Feierten in Ulthar die Nacht, bis auf der Erde der Morgen zu grauen begann. Dann brachten mich die Katzen auf demselben unsichtbaren Pfad vom Mond zur Erde. Auf den Sims meiner Dachwohnung. Alleine betrat ich meine Wohnung, schloss das Fenster, nachdem ich die Katzen ein letztes Mal gestreichelt hatte und ging wieder zu Bett, wohl bemerkend, dass das Klavier noch immer die Melodie spielte. Dann schlief ich wieder ein. Ich erwachte erholt um die Mittagsstunde. Der Traum war vorbei, doch als ich in die Stube kam, sah ich, dass der Deckel des Klaviers offenstand. Ob ich wohl am Abend vergessen hatte, ihn zu schliessen?

Ich trank um fünf Uhr mit Frau Laney Tee und versuchte vergeblich in ihren Augen Spuren einer Verärgerung über die Ruhestörung der letzten Nacht zu finden. Nachdem wir beide eine Weile geschwiegen hatten, hielt ich es nicht mehr aus. Ich fragte sie, ob sie denn nicht bemerkt hätte, dass ich in der letzten Nacht gespielt hätte. Und obwohl ich beinahe gehofft hatte, sie möge nicken und sagen, dass sie es sehr wohl gehört hätte, war ich erleichtert, dass sie es verneinte.

Meine Erleichterung verwirrte mich später am Abend, als ich wieder vor dem Klavier sass, löste sie doch nicht mein Problem. Denn auch wenn es nur ein Traum gewesen war, so war es doch seltsam, dass meine Träume sehr klar von Namen von Städten, Bergen und Göttern handelte, die ich noch nie zuvor vernommen hatte. Aus Angst, dass ich in Trance hätte fallen können, begann ich die Arbeit am dritten Teil, völlig die Tatsache vergessend, dass ich damit den Wunsch des Gottes erfüllte, da ich ja die Arbeit am zweiten Teil abgeschlossen hatte.

Der Abend verlief ganz ähnlich wie der vorherige. Ich beendete den dritten Teil der Orpheuskomposition, in dem der Protagonist nach dem Leben seiner Frau verlangt. Auch dieser Teil wurde durch neue Harmonien ganz anders, als ich ihn mir zuvor gedacht hatte, aber ich war glücklich darüber, plötzlich schneller mit meiner Arbeit voranzukommen.

Und auch in dieser Nacht war mein Traum realer als sonst. Wieder spielte ich für den Mond, wieder kamen die Katzen, und wieder schlichen wir nach Ulthar. Diesmal sprach Cthulhu nicht zu mir, wir gingen durch das Tor zum Unbekannten Kadath, von dessen Gipfel wir Klagen in die Tiefe schrien, als verlangten wir nach etwas Unmöglichem.

Und wieder hatte Frau Laney, als ich sie beim Fünfuhrtee danach fragte, nichts von meiner Melodie vernommen.

Der vierte Teil der Komposition bestand aus der Antwort der Götter der Unterwelt. Die Antwort wurde zu einem mächtigen Stück Musik an diesem Abend. Zweifellos den anderen Teilen der Komposition verwandt, doch mit einer anderen, mächtige-

ren Stimme gesprochen.

Im Traume warteten die Katzen und ich lange vor dem Basaltrelief Cthulhus. Dann sprach der Alte Gott aus, was ich noch nicht begriffen hatte – in zweierlei Hinsicht: “Du wirst das Leben der Katze führen dürfen, das dir jetzt so sehr gefällt. Doch musst du das Stück vollenden in einem Zug. Du musst den fünften und letzten Teil des Orpheus an einem Stück schreiben, noch bevor der Morgen graut. Dich erwarten lange Streifzüge durch die Gassen von Ulthar. Dich erwarten gemeinsame Nächte voll Leidenschaft und Feuer. Katzenaugen werden deine Seele zum Schwingen bringen und deinen Körper erglühen lassen. Doch den fünften Teil musst du schreiben ohne abzusetzen. Setze dich ans Klavier, sobald du in deiner Wohnung bist. Und komponiere. Lass dich nicht aufhalten. Durch nichts.”

Der Alte Gott schwieg, und die Katzen geleiteten mich nach Hause. Mir fiel der Gang der grauen Katze vor mir auf. Die geschmeidigen Bewegungen. Ich fauchte vor Begierde, ich streckte meine Krallen aus und näherte mich ihr immer wieder. Doch sie spielte mit mir und liess mich sie nie ganz erreichen. Auf dem Fenstersims verwandelte ich mich in den Menschen, den ich war.

Nachdem ich das Fenster geschlossen hatte, begann ich zu spielen. Ich spielte mit einer Kraft, die mich noch nie zuvor beim Schreiben von Musik beseelt hatte. Mit Insbrunst und Verlangen. Frau Laney klopfte an die Tür, doch ich hörte es kaum. Die düsteren Klänge erfüllten mich ganz – neben dem Wunsch, die Katze aus meinen Träumen zu sein.

Frau Laney öffnete die Tür und trat ein. Sie schrie mich an und klopfte mir mit ihren knöchigen Fingern auf die Hände. Ich schrie auf und kratzte mit meinen Händen ihre Arme blutig. Danach ergriff mich ein Rausch, von dem ich mich erst erholte, als ich in der Zelle sass.

Und hier sitze ich jetzt und heute. Ich weiss nicht mehr genau, was sich danach abgespielt hat, aber man fand Frau Laney in meiner Wohnung. Ich habe ihr die Augen ausgekratzt und ihre Brust mit baren Händen aufgerissen. Man sagt mir, ich sei ein Irrer. Ich hätte ihr Herz gegessen.

Ich glaube den Polizisten. Ich werde morgen in die Anstalt überwiesen. Des nachts plagen mich noch immer Träume. Doch ich bin nicht mehr die Katze, die ich hatte sein wollen. In den Träumen liege ich klagend vor dem Relief des Alten Gottes. Ein nackter Mensch, schwach und hässlich. Und Cthulhu lacht.

Ich habe diese Geschichte an einem Stück geschrieben, während ich in der ruhigen Stube des Pickwick Pubs in Winterthur zwei Tassen Kaffee getrunken habe. Dabei habe ich immer wieder an die Augen eines Mädchens denken müssen, das ich einst geliebt habe. Sie hat die Augen einer Katze, denke ich, und das mag den Inhalt dieser Geschichte erklären. Ich hoffe, dass sie Dir gefällt.

Dialog des Regens

(27. Juli 1998)

„Wenn du alleine im Park sitzt, um etwas zu lesen, und es beginnt zu regnen. Aus heiterem Himmel. Wenn du dann aufspringst und das Buch schliesst, wenn du unter das schützende Dach rennst, um dem Regen zu entfliehen...“ - „Ich würde nicht aufspringen. Ich würde das Buch schliessen und in meine Tasche legen, den Kopf in den Nacken legen, um die Tropfen auf meiner Haut spüren zu können.“ - „Dann magst du den Regen?“ - „Ja, sogar sehr.“ - „Ich mag ihn auch, denn er wäscht uns und bringt Reinheit in unsere Gedanken. Er lässt mich lachen oder weinen, er birgt Freude in der Sorge, und er bringt mich zum Nachdenken, wenn ich vor lauter Freude keine Wolke am Himmel erkennen kann.“ - „Sei du mein Regen.“ - „Und du sei der meine.“

Blitzlichter

(10. August 1998)

Die drückende Hitze des Vormittags hätte ihn warnen sollen. Ebenso der Traum, der ihn in den frühen Morgenstunden nicht hatte ruhig schlafen lassen. In diesem Traum war Erich gestorben. Er wusste, dass viele Menschen behaupteten, man könnte in Träumen nicht sterben. Aber der Blitz, der aus dem Nichts gekommen war, hatte ihn getötet. Ohne Zweifel.

Erich überquerte die Strasse, als der erste Blitz quer über den Himmel zuckte, der noch vor ein paar Minuten blau gewesen war. Jetzt zogen schnell Gewitterwolken auf. Der Donner rollte über ihn hinweg. Der Blitz hatte noch ein ganzes Stück weit weg von ihm in den Boden geschlagen. Hinter den Hügeln der Stadt. Weitere Blitze zuckten über ihm am Himmel. Näher schon. Erich begann zu rennen. Und er fluchte, denn es packte ihn die Angst, die aus der Gewissheit entsteht. Er hatte es geträumt. Also würde es geschehen. Bei jedem Blitz zuckte er zusammen. Doch die Blitze trafen ihn nicht. Er rannte zur Tramstation, stieg ein und fuhr die zwei Stationen bis zum Quartier, in dem er arbeitete.

Es regnete mittlerweile, doch der Regen störte Erich nicht. Das kalte Wasser war erfrischend nach dem schwülen Vormittag. Als Erich die Tür zu dem Gebäude aufsties - und er schon hoffte, es wäre vorbei - zuckte ein weiterer Blitz vom Himmel herab. Ganz nahe diesmal. Doch es war nur das Flackern der startenden Neonröhre. Beim Öffnen der Türe ging sie an.

Erich atmete auf, betrat den Aufzug und drückte die Taste für den vierten Stock. Im ersten Stock jedoch blieb der Aufzug stehen. Und als Erich erneut auf die Taste drückte, geschah, was er am Morgen träumte.

Erwachen

(22. Juli 1997 • Am Erscheinungstag von ‚Abendstreifen‘)

„Die Träume, die du einst hattest, sind jetzt so kalt, und leer und alt. Nebelige Horizonte hüllen deinen Geist in Schweigen. Du warst eine Kriegerin. Das Land, das du liebtest, ist jetzt so bar und kalt. Der Name der Göttin klingt hohl in deiner Seele. Dies letzte Mal führen uns die Meister mit dem Lied. Sie haben verloren, und alles wird sich vor Welten Gericht entscheiden. Das Lied leitet uns fort Avalon, der nebligen Insel, die ferner ist denn je.

„Das Kapitel ist geöffnet, die Seiten gewendet. Die Schriften sagen viele Dinge, aber wen betrifft es? Wohin kannst du jetzt noch fliehen? Wenn Avalon verloren und für immer von uns gegangen ist? Jahrelang haben sie dir erzählt, was du zu tun hast. Mit wem du sprechen sollst. Aber das spielt alles keine Rolle mehr, seit du die Wahrheit herausgefunden hast. Es fühlt sich gut an, nicht wahr? Es fühlt sich gut an, von Avalon befreit zu sein. Von den Göttern, die du verehrt hast. Von der Göttin, die dir Mutter und Liebhaberin war. Von den Fesseln deiner Bestimmung.

„Die Welt dreht sich - für immer. Sie verlangt nach mehr Leben. Vielleicht liege ich falsch, wenn ich denke, dass du nicht mehr lieben kannst. Es fühlt sich gut an, nicht wahr? Aus freien Stücken lieben zu können. Die Entscheidung zu fällen, wen, wann und wo du liebst. Es muss sich gut anfühlen.

„Wunderst du dich nicht, ob ich es seltsam finde? Wie sich die Dinge für uns beide verändert haben? Wie lange werden wir so noch leben können? Avalon ist für immer verschwunden. Sicher, die Welt wird sich weiterdrehen. Leben gebären. Unter Zeichen, die nicht mehr jene der Götter sein werden.“

Sie blickte mich mit einem spöttischen Lächeln an, dann nahm sie mich in ihre Arme. „Du redest und denkst zuviel, Ardan. Ja, es fühlt sich gut an. Und ich kann noch lieben, Ardan. Es ist meine Entscheidung, aber meine Gefühle wurden mir bei meiner Geburt von der Göttin geschenkt. Und auch ich werde bei der Geburt unseres Kindes dieses Geschenk weitervererben. Das Geschenk wird immer dasjenige der Göttin sein, auch wenn die Götter uns vor Jahrhunderten verlassen haben werden.“

„Du hast wohl recht, Gwyn.“ sagte ich. „Ich bin nur noch immer verbittert. Darüber, dass Sie sich nicht mehr um uns kümmern will.“

„Wir brauchen keine Götter mehr, die unsere Geschicke lenken. Wir haben Sie nie wirklich gebraucht, Ardan. Es gibt ein Schicksal, auch ohne dass sich jemand einmischt, seien es nun Menschen oder Götter. Ich war die Herrin der Insel, ich muss wissen, was ich da sage.“

Ich betrachtete die Zeichnung meiner Handgelenke. Blaue Schlangen. Der Merlin hatte sie mir in jungen Jahren gemacht. Und bei Gwyndolin hatte ich sie in den Augen gesehen. „Wird ein junger Mann auch in Zukunft in den Augen einer Frau erkennen können, ob sie für ihn bestimmt ist? Wird er das Glück empfinden, wenn sie dasselbe fühlt?“

Gwyndolin lächelte und strich mir über die langen, blonden Haare. Ich würde sie schneiden, nächstes Frühjahr. „Soll ich sie auch schneiden?“ fragte Gwyn. Ich betrachtete ihr langes, schwarzes Haar nachdenklich, dann schüttelte ich den Kopf. „Du bist viel zu schön, so wie du bist. Verändere nicht etwas, das gut ist. Das hat mir der Merlin beigebracht, als ich ihn fragte, warum man die Harfen nicht kleiner baue. Die kleinere Harfe wäre vielleicht leichter zu tragen, aber was, wenn der Klang seine Macht verlöre?“

Gwyndolin lachte lauthals. „Das ist wahr. Andererseits wären meine Haare einen Sommer später wieder lang.“ Sie zwinkerte

mir zu.

Ich sagte: „Ein einziger trauriger Sommer mit dir ist einer zuviel.“ - „Du meinst, es wäre ein trauriger Sommer, wenn ich hässlich wäre?“

Ich biss mir auf die Zunge. Doch ich wusste, was ich sagen musste: „Du wärst nicht hässlich, Gwyn. Niemals. Doch wenn du dir selber nicht mehr gefallen würdest, könnten traurige Gefühle auftauchen. Sie sind vermeidbar, wenn du es so lässt, wie es ist.“

Sie lächelte noch immer. „Was, wenn mir dein kurzes Haar nicht gefallen wird?“ fragte sie. Ich fragte: „Was meinst du, wird es dir gefallen?“

Gwyndolin nickte und zog mich eng an sich. „Ich glaube schon.“

Der Nebel lichtete sich und gab den Blick auf den Sonnenuntergang frei. Mit dem Nebel verschwand ein letzter Teil von Avalon. Ich sah, wie sich eine Träne aus dem inneren Winkel auf Gwyns Wange schlich. Ich küsste sie weg und sagte: „Es werden mehr kommen. Aber ich werde sie alle wegküssen, Gwyndolin.“

Sie lächelte und sagte: „Es sind aber nicht die Tränen, die den Schmerz in meiner Brust verursachen, Ardan.“

Darauf wusste ich nichts zu sagen, und so schwiegen wir, bis die Barke am Steg lag, und wir das Dorf am Ufer erreichten. Ich lag die ganze Nacht lang wach und schwieg, während ich Gwyndolin streichelte, die leise weinte. Wir würden erwachen müssen, ohne geschlafen zu haben.

Der Fall

(22. Juli 1997)

Als ich mich aus dem Flugzeug stürzte, wurde mir kurz schwarz vor den Augen, und ein lautes Summen erfüllte meinen Kopf. Dann klärte die kalte Luft meinen Geist schnell, und ich öffnete die Augen, um das Gebirge unter mir zu sehen. Ich trug keine Schutzbrille, weswegen meine Augen sofort unkontrollierbar zu tränen begannen. Ich schaffte es aber dennoch, die Berge und die beiden Täler zu sehen. Bald schon würde ich nur noch eines der beiden Täler sehen können, wenn der Berg links von mir an mir vorbeizuziehen beginnen würde.

Dass ich einen Fallschirm auf dem Rücken trug, hatte zwei Gründe. Zum einen hätte mich der Pilot ohne Fallschirm sicher nicht springen lassen. Ihn davon zu überzeugen, dass ich mir diesen Tod so sehr wie nichts Anderes auf der Welt wünschte, hätte meine Kräfte überfordert. Wahrscheinlich wäre es nicht möglich gewesen. Zum anderen lag es an der Philosophie, die ich ein Leben lang verfolgt hatte. Immer mindestens zwei Wege offenzubehalten. Man kann es feige nennen. Aber man sollte mir zugute halten, dass ich ihn nicht öffnete, bevor es dafür zu spät war. Zumindest nach allen bekannten Regeln.

Mein Augenwasser begann wieder stärker zu fließen, als ich durch ein Wolkenfeld fiel. Ich versuchte, meine Lage ein wenig zu stabilisieren, indem ich mit Armen und Beinen mehr hilflos denn nützlich ruderte. Nach einer Weile entspannte ich mich. Das Zeitgefühl hatte mich verlassen. Die Berge kamen näher. Das eine Tal verschwand aus meiner Sicht.

Das andere Tal kam näher. Man bemerkt – trotz der schnellen Fallgeschwindigkeit – nicht, wie es näher kommt. Nur nach einer Weile kann man auf einmal mehr Details erkennen. Ich erkannte mehr Details. Erkannte einen Pfad, auf dem ein Mensch mit einem Packtier entlangging. Ich schrie, und begann hysterisch zu lachen, wobei sich meine Lunge mit zuviel Luft füllte. Ich hustete und schloss den Mund. Es war kalt. Ein Mensch würde meinen Aufprall beobachten.

Der Mensch wurde deutlicher erkennbar. Er musste meinen Schrei gehört haben. Es war eine Frau, eingehüllt in Tücher, die sie warmhielten. Sie blickte nach oben. Sah mich fallen.

Und da geschah, weswegen ich diese Zeilen schreibe!

Ich spürte die Frau. Ich war für einen kurzen Moment die Frau. Ich sah mich fallen. Ich spürte ihren Schrecken, spürte, dass bereits jetzt in ihrem Gehirn unendliches Bedauern geboren wurde (aber noch im Hintergrund blieb). Ich fühlte, dass sie jung war und nicht verstehen konnte, dass jemand so sterben musste. Dann war ich wieder in meinem eigenen Körper. Ich fiel.

Es fiel mir auf, dass es nicht Angst oder gar Panik war, die mich beschäftigte. Es war das Erstaunen darüber, dass ich für einen Moment die Frau war. Die junge Frau, die auch sich selber bedauerte. Die bedauerte, nicht gefunden zu haben, wonach sie verlangt, wonach sie gesucht hatte. Nach der Liebe. Ich versuchte, noch einmal meinen Geist mit ihr zu tauschen. Es gelang mir. Für einen noch kürzeren Moment. Aber ich war auch schon dem Boden näher. Ich war sie, und ich fühlte, dass sie nicht wusste, was sie tun sollte. Dann war der Moment vorbei.

Vielleicht war es ihre Hilflosigkeit. Vielleicht war es meine. Vielleicht hatte ihre Hilflosigkeit, die ich für eine Zehntelsekunde gespürt hatte, auch die Hilflosigkeit in mir geboren. Ich zog die Leine. Im selben Moment, da der Fallschirm sich öffnete, wurde mir klar, dass es eigentlich sinnlos war. Der Fallschirm musste reißen, bei der Geschwindigkeit, die ich schon erreicht hatte. Oder sich nicht öffnen. Reißen. Oder sich nicht öffnen.

Der Fallschirm öffnete sich und bremste meinen Flug sehr schnell. Zu langsam. Der Boden kam näher. Ich sah die Frau und den Packesel näherkommen. Bemerkte, dass ich vielleicht fünfzig Meter von ihr aufschlagen würde.

Woran ich mich als nächstes erinnere, sind die warmen, schönen Hände der jungen Frau, die mich streichelten. Mich versorgten. Die mir Verbände anlegten.

Danach bleibt mir nur in Erinnerung, dass ich Alpträume hatte, abgelöst von warmen Gefühlen. Wärme und Erleichterung.

Jetzt sitze ich auf der Terrasse des Hauses, wo Joanna einen ganz genau geplanten Lebensabend hatte verbringen wollen. Ein halbes Jahr. Sie wollte in einem halben Jahr die Bücher lesen, die sie mitgenommen hatte. Und zwei Tagebücher wollte sie füllen. Und sich dann im See ertränken.

Wir sind nun seit zwei Jahren hier. Die Bücher sind gelesen, die beiden Tagebücher gefüllt. Wir unterhalten uns viel. Und wir schweigen viel. Und versuchen herauszufinden, wie das während meines Falls funktioniert hatte.

Das Ding aus den Höhlen

(21. Juli 1997)

Der Nebel, der sich über der Stadt ausgebreitet hatte, versteckte unseren frühmorgentlichen Gang auf die Felder. Die ersten Menschen waren bereits vor sechs Uhr morgens auf den Beinen, und es hätte unserer Sache nicht gedient, wenn wir erkannt worden wären.

Seit Jahrhunderten sind Menschen wie wir es gewohnt, im Versteckten zu agieren. Unerkannt zu bleiben. Wir tun Dinge, welche die breite Öffentlichkeit nicht akzeptieren kann. Denn sie verstehen nicht.

Wir waren zu fünft – drei Frauen und zwei Männer. Claudine, Nicole, Sharon, Johnny und ich.

Wir schwiegen auf dem ganzen Weg, obwohl es kalt war, und wir brauchten immerhin eine halbe Stunde zu Fuss. Die Mäntel schützten uns zwar vor der Kälte, dafür aber wurde das Gehen dadurch mühsamer.

„Hey, Jack!“ sagte Claudine, als wir den Platz erreicht hatten. - „Ja?“ - „Was meinst du - hat Hendrik van Leiz mit seinen Visionen recht?“

Sie meinte den holländischen Schriftsteller, dessentwegen wir an diesem Tag hier waren. Er hatte Texte verfasst, die davon sprachen, dass die Dämonen im Jahr 1998 zu Samhain erwachen würden. „Ich weiss es nicht. Aber ich denke, dass es ein Zeitpunkt ist, den wir im Auge behalten sollten. Ob dann richtige Dämonen oder nur Okkultisten auftreten werden - gefährlich wird es allemal.“ Johnny nickte. „Und dass van Leiz diesen Platz erwähnt hat, stimmt mich nachdenklich. Es weiss niemand ausser unseren Linien, was hier ist.“

Nicole runzelte die Stirn. „Und was, wenn wir nicht von allen unseren Verwandten wissen, ob sie es haben?“ - „Das haben wir nachgeprüft.“ sagte ich beruhigend. „Wir wissen nicht, woher van Leiz die Visionen hat. Aber wir müssen davon ausgehen, dass sie vom Dämon selbst kommen. Deshalb müssen wir nachsehen. Steigen wir hinab?“

Sharon nahm ihr grosses silbernes Pentagramm, das an einer ledernen Schnur um ihren Hals baumelte, in die linke Hand. Wir taten es ihr gleich, wenn auch unsere Pentagramme ein wenig kleiner waren. Nacheinander schaute ich allen in die Augen, bevor ich als erster in das Loch kroch, das in ein unterirdisches Höhlensystem führte.

In der kleinen ‚Kapelle‘, die direkt auf den engen Gang folgte, wartete ich, bis alle unten waren. Unsere Mäntel waren bereits jetzt völlig dreckig. Aber darauf konnten wir nicht auch noch achten. Es würde Schlimmeres kommen.

Die Taschenlampen, die wir mitgebracht hatten, leuchteten die Kapelle teilweise aus. Genügend, um die Fackeln an den Felswänden anzuzünden. Zwei der Fackeln nahmen wir mit, die Taschenlampenbatterien sparten wir für den Fall, dass wir uns verlören und verirrt. Ich ging mit einer Fackel voraus und hielt Nicole an der Hand. Sie hielt Sharon, Sharon hielt Johnny und Claudine bildete den Abschluss mit der zweiten Fackel. Der Gang wurde gegen das Ende hin wieder schmaler und niedriger, so dass wir uns ein wenig bücken mussten, um in die grosse Halle eintreten zu können, von der aus dreizehn Gänge tiefer ins Gestein führten.

Wir wussten, welchen Gang wir zu nehmen brauchten. Wir hatten vor einigen Jahren mit weissen Spraydosen Nummern aufgesprüht. Der siebte Gang, der dem ersten, aus dem wir getreten waren, fast genau gegenüberstand, führte in die Grabkammer. Dort hatten einst die Hexer von Salem das Wesen eingesperrt, nachdem sie es in einen ewigen Schlaf gelegt hatten. Das Wesen befand sich in einem Kreis aus Pentagrammen, der das Wesen bannte. Doch es gab immer wieder Menschen, die

unvorsichtig genug waren, die Macht solcher Zeichen zu unterschätzen. Oft war es nur durch Zufall gelungen, einen Entdecker der Höhlen aufzuhalten, bevor er eines der Pentagramme hatte an sich nehmen können. Das Wesen träumte. Und wann immer ein Unwissender die Höhlen betrat, legte es die Träume auf ihn. Und trichterte ihm den Wunsch nach einem solchen Pentagramm ein. Die nachher meist sehr verwirrten Opfer konnten sich nie erklären, warum sie ein solches unbedingt besitzen wollten. Fünf Pentagramme bannten den Dämon. Wenn nur eines fehlte, war der Dämon frei. Doch das würde nicht geschehen, solange die Hexer von Salem auf das Wesen achteten. Wir.

Ramon Realdus Tagebuch

(22. Juli 1997)

Es war eine Ansammlung von düsteren Bildern. Der kreisrunde Raum, der den oberen Abschluss des alten englischen Gebäudes bildete, war mit dem angefüllt, was Ramon Realdu für Kunst gehalten hatte. Ramon Realdu, der Literat, wie man ihn unten in der Stadt genannt hatte.

Die Bilder zeigten verwirrte Menschen an seltsamen Orten. Mondlicht erhellte die Szenen, und in den Schatten, die das Mondlicht warf, schienen Dinge zu lauern, ohne dass Realdu sie gemalt hatte.

Es war schon verrückt. Auf der Suche nach einem einzigen Buch hatte es mich nach Rumänien verschlagen. Der Buchhändler in Kingston hatte gesagt: „Es gibt einen Mann in Rumänien, der hoch über einer Stadt in den Bergen lebt. Und er schreit, wenn die Kirchenglocken in der kleinen Stadt geläutet werden. Er hat Bücher, Jonathan. Finden Sie ihn.“

Ich hatte ihn gefunden. Nach einem halben Jahr der Suche. Ich hatte in der Stadt nach dem Mann gefragt, der schrie, wenn die Glocken geläutet wurden. Und man hatte mir das alte englische Haus gezeigt, das einst ein Schriftsteller hatte bauen lassen. Und man sagte mir, dass Ramon Realdu vor zwei Tagen verstorben war. Man hätte es bemerkt, weil er an jenem Tag, als abends die Kirchenglocken geläutet wurden, nicht geschrien hätte. Sondern gelacht. Laut und hysterisch gelacht. Und er hatte immer wieder das lateinische Wort für ‚endlich‘ gerufen. ‚Tandem! Tandem! Tandem venit tempus tempium!‘

Endlich kommt die Zeit der Zeiten.

Die Bilder ängstigten mich nicht. Sie liessen mich den Verrückten in dem Licht sehen, in dem ich ihn sehen wollte. Er war ein gelehrter Mann gewesen. Reich zwar, aber gelehrt. Am der Tür gegenüberliegenden Ende des Zimmers war das Gestell mit den Büchern, die Realdu nicht in der grossen Bibliothek im zweiten Stock untergebracht hatte. Ich hatte die Bücher der Bibliothek durchgesehen. Es waren allesamt Originalausgaben. Zum Teil sogar mit Unterschriften. Die meisten Bücher hatte wohl bereits der Schriftsteller in diesem Haus gehabt, als er vor rund fünfzig Jahren hier gelebt hatte.

Ich sah das alte in Leder gebundene Buch sofort. Es trug als einziges Buch keinen Namen auf dem Rücken. Doch mein Blick wurde gefangen von dem kleinen Buch, das daneben lag. Ein Tagebuch. Das Tagebuch von Ramon Realdu. Ich nahm zuerst das Necronomicon aus dem Regal und legte es auf das Tischchen neben dem Sessel. Dann setzte ich mich mit dem Tagebuch in den Sessel. Und ich begann zu lesen, um zu erkennen, wer Ramon Realdu gewesen war.

23. September 1952

Es macht mich krank, andauernd den Klang der Glocken zu hören. Die Menschen gehen zur Kirche, sie heiraten, sie setzen Gören in die Welt, ohne dass ihnen klar ist, dass sie auf etwas sitzen, das sie nicht im geringsten kennen!

Ich habe gesehen, was die Erde ihnen noch zu bieten haben wird. Ich habe es gesehen. Ich habe das Buch gelesen, das ein verrückter Araber vor langer Zeit einst schrieb. Ich habe R'lyeh betreten und Cthulhus Träume kennengelernt. Ich war in seinen Fängen und habe meinen Verstand an ihn abgeliefert. Meine Seele wird folgen. Ich bin verloren und lebe dennoch. Ich bin schon tot und wandle dennoch. Ich male noch immer, und ich schreibe noch immer, obwohl ich beides nie gekonnt habe. Ich male die Träume, die ER mir sendet. Ich schreibe Geschichten, die SIE mir erzählen. Und immer läuten die Glocken. Seit langem kümmere ich mich nicht mehr darum, was die Menschen von mir halten müssen, wenn ich dann schreie.

Azathoth. Azathoth selbst. ER ist es, der unter diesen Gemäuern träumend schläft. Azathoth, dem die Wege durch die Träume gehören. ER, der sich die Wege meiner Träume zu eigen gemacht hat. Azathoth, der GROSSE ALTE selbst.

Im Buch von Abdul Alhazred steht geschrieben, dass Azathoth denjenigen zu sich holt, der auf verschlungenen Pfaden den Glocken folgt. Ich glaube nicht, dass ich ihnen folge. Aber ich werde sie nicht los. Sie folgen mir!

Cthulhu wird mich holen. Ich weiss es, und ich erwarte es. Doch er lässt mich zappeln. Lässt mich in Azathoths Fängen baumeln. Eines Tages wird er mich holen. Vielleicht, wenn ich aufgehört habe, die Tage zu zählen. Ich zähle meine Tage. Schreibe jeden Tag dasselbe auf. Höre jeden Tag die Glocken und beginne zu schreien.

24. September 1952

Es macht mich krank, andauernd den Klang der Glocken zu hören. Die Menschen...

Ein wahrhaft krankes Hirn. Aber seine Gemälde waren auf ihre Weise gut. Das Unheimliche, das in den Schatten lauerte, hatte etwas Magisches an sich. Es war unheimlich. Azathoth.

Die Glocken wurden geläutet.

Eine Gänsehaut schlich sich auf meinen Rücken.

GEDÄRME ÜBERALL VERTEILT AUF DEM BODEN DER BIBLIOTHEK. DIE GLOCKEN LÄUTEN – UND DU FOLGST IHREM KLANG ZU MIR. DU WIRST DEN WEG BETRETEN, DEN ICH DIR BEREITEN WERDE. LIES NUR DIE STELLE IN DEM BUCH. LIES ÜBER MICH IM NECRONOMICON. LIES. LIES ES. LIES DAS BUCH UND WERDE IRR!

Ich schrie.

Während die Glocken geläutet wurden.

Als ich am Abend ins einzige Hotel in der Stadt kam, beäugte man mich misstrauisch. Ich schämte mich der Peinlichkeit und zog mich ohne ein Abendessen auf mein Zimmer zurück, wo ich das Buch auf den Schreibtisch legte, bevor ich mich schlafenlegte.

Bald träumte ich von schlimmen Dingen.

Ironie

(25. Juni 1997)

Ich drückte die Zigarette im Aschenbecher nur halb aus, und ich dachte an den Kuss, den Rebekka mir vor dem Aussteigen noch gegeben hatte. Ich sah, wie die Glut nur wenig Rauch entwickelte. Ich dachte daran, wie kühl sich eine Zunge beim Kuss anfühlt. Und was für ein warmes Gefühl dabei entsteht. Ich sah, wie die Glut der Zigarette langsam erlischt, und fühlte, dass meine innere Glut noch lange glimmen würde.

Ich löschte das Licht, nachdem ich mich aufs Bett gelegt hatte. Eine weitere Zigarette. „Wir dürfen das nicht tun. Es wäre nicht fair.“ - „Ihm gegenüber?“ - „Ja.“ - „Aber wenn wir es nicht tun, ist es dann nicht unfair uns gegenüber?“ fragte ich. Mit leiserer Stimme sagte sie: „Ja.“ Dann schwiegen wir eine Weile. Ich klopfte die Asche der Zigarette am Rand des Aschenbeckers ab und zündete das Licht wieder an. Ich erhob mich und ging in die Küche, um mir einen Whiskey einzugiessen. „Müssen wir nicht beinahe?“ - „Irgendwie schon.“

Wir hatten einander zu streicheln begonnen. Ganz fein nur. Aber eindeutig. Der Kuss war kurz. Sie verliess das Auto und zündete sich eine Zigarette an.

Ich löschte die Zigarette aus und nahm einen grossen Schluck Whiskey. Die Glut in meinem Bauch flammte auf. Tränen schossen mir in die Augen. Zuerst wegen dem Alkohol, dann wegen meiner Traurigkeit. Wegen meiner unendlichen Traurigkeit. Sie zu lieben, die mich nicht lieben durfte - es aber dennoch tat.

Ich mag Ironie sehr, solange es sich um (von mir) gesprochene Ironie handelt. Und dass ich dies an eine Geschichte anfüge, die ich ‚Ironie‘ nennen werde, versöhnt mich beinahe schon wieder mit der wahren Ironie.

Falter

(1. Februar 1997)

Spinnen sind in Ordnung. Auch Kakerlaken können einmal vorkommen. Aber das ist zuviel! dachte Ramon, als er im Spiegel sah, wie der kleine, samtene Falter aus der Wunde an seiner Wange kroch und seine Flügel ausbreitete. Ohne ein Geräusch flatterte das kleine Insekt vor Ramons Gesicht herum und flog dann aus dem Badezimmer. Ramon lenkte seinen Blick wieder auf den Spiegel. Er sah, wie ein paar Tropfen Blut und Eiter die Wunde füllten und schliesslich trockneten. Nach ein paar Minuten war von der Öffnung beinahe nichts mehr zu sehen. Ramon wusch sich das Gesicht und ging zurück ins Wohnzimmer, um sich ein wenig aufs Sofa zu legen. Er wusste nicht, ob es eine Krankheit war. Er wusste von keinem anderen Menschen, dass er solche Phänomene schon erlebt hatte.

Er fühlte wieder, dass sich etwas unter der Haut seiner rechten Wange zu bewegen begann. Er wollte sich kratzen, aber er hielt den Reiz zurück und ging ins Badezimmer, um zu sehen, was nun geschah.

Wieder öffnete sich die Wunde und ein kleiner schwarzer Fühler kratzte sich an die Oberfläche. Dann kroch ein weiterer Falter aus Ramons Wange und flatterte davon. Doch diesmal schloss sich die Wunde nicht. Es kam noch ein Falter, dann noch einer und immer mehr Falter krochen aus der Wunde an Ramons Wange, bis der ganze Raum schwarz war von flatternden Insekten, die keine Geräusche machten. Ramon hatte seltsamerweise keine Angst. Auch nicht, als die Falter sich in eine Form fügten, die Ramon leise bekannt vorkam. Eigentlich hatte Ramon nur Angst vor dem Tod.

Ramon schrie erst, als sich die schwarzen Falter in ein einziges Wesen verwandelten, das menschliche Formen annahm. Samten schwarze Haut. Ein Körper so gross wie seiner. Mit seinen Formen und seinem Gesicht. Die schwarze Karikatur Ramons fasste mit den Händen an Ramons Schläfen und ein kurzer Stromschlag tötete ihn.

Die Kreatur bekam Farbe des Originals.

Das Ende der Welt

(29. September 1998)

Ich stand am Ende der Welt und verstand sie nicht länger. Ich war die Steinberggasse hochgegangen, rechts abgebogen und zum Tor gelangt, hinter dem die Technikumstrasse lag. Liegen musste. Liegen gemusst hätte!

Wo sonst Busse, Lastkraftwagen und Autos die Luft mit Gestank und Lärm füllten, sah ich eine hügelige Wiese, deren Blumenduft mich gleich mit Freude erfüllte. Doch dann packte mich die Wirklichkeit am Kragen. Es *durfte* hier keine Wiese geben!

Ich ging zurück ins Innere der Altstadt und folgte der Obergasse bis zum ‚Cappuccino‘. Dort setzte ich mich und bestellte einen Espresso mit Grappa.

„Morgen, Päddr!“ sagte Kari.

„Morgen.“ sagte ich verwirrt.

„Was ist denn los?“ fragte Kari mich mit besorgtem Blick.

„Draussen vor der Stadt beginnt das Ende der Welt, Kari.“ sagte ich und starrte ins Leere.

„Ach, das geht vorbei.“ sagte Kari, wohl ohne mir wirklich zugehört zu haben. Er grinste, holte mir meinen Espresso und ging wieder hinein.

Ich trank den Grappa ex und schlürfte ein wenig am Espresso.

Es waren nur wenige Menschen auf den Strassen, aber die, welche da waren, schienen ihrem alltäglichen Leben nachzugehen. Alles war wie sonst, nur wenn ich durch das hässliche Tor, das die Obergasse mit der Technikumstrasse verband, betrachtete, sah ich die Wiese draussen. Und die Sonne! Innerhalb der Altstadt herrschte ein grauer Tag, der Regen versprach. Ausserdem konnte ich wieder den Sommer spüren, der draussen auf mich wartete.

Ich leerte den Espresso in einem Zug und stand auf. Kari fragte mich, ob er den Kaffee auf die Karte setzen sollte. Ich nickte und ging fort.

Das Tor lockte mich. Es rief mich mit Sommerwärme und Sommerdüften zu sich, versprach mir Glück und Glückseligkeit. Ich war verwirrt, und trotzdem fühlte ich mich klar, als hätte ich etwas gefunden, wonach ich schon lange Zeit gesucht hatte.

Ich trat ohne Furcht – nur mit einer zarten Neugier gewappnet – durch das Tor und

auf die Wiese hinaus. Ich hörte ein paar Vögel pfeifen und Insekten summen. Doch da war noch ein anderes Geräusch, das ich noch nie zuvor gehört hatte. Es kam von Süden her. Von dort her kam auch ein Licht, das ich noch nie gesehen hatte. Es hatte seinen Ursprung hinter einem der Hügel. Bläulich und dennoch warm stieg es mit seinen Geräuschen auf, sandte Finger aus nach mir und lockte mit Gedanken, die auf einmal mein Gehirn erfüllten! Da waren silbern schimmernde Körper, die nixengleich durch ein unendliches blaues Meer glitten. Wunderbar geformt, den Rundungen weiblicher Schönheit nachempfunden. Ich wurde an etwas erinnert, woran ich mich nicht erinnern konnte. Und als ich den Hügel erreicht und überwunden hatte, hinter dem das Licht seinen Ursprung hatte, sah ich den Quell allen Lichts in meiner Welt. Ich sah die Zukunft und das Ende der Welt. Ich sah die Schönheit in einer Reinheit und Einigkeit, dass es mir unmöglich erscheint, meine weiteren Eindrücke zu beschreiben. In der Senke stand eine Frau. Silbern,

bläulich und warm schimmernd stand sie nackt da und sah mich an aus grossen goldenen Augen.

Katze, Delphin und Schmetterling. Engel und Vampir. Rote, sinnliche Lippen formten die Worte, die mich von nun an jeden Tag im Traum begleiten sollten: „Phylinn ist der Name und das Bild der Frau, die ich verkörpere. Finde Deine Liebe und Dein endloses Glück in der Welt jenseits dieses Endes der Welt. Küsse mich einmal und erinnere Dich immer fortan.“

Ich trat auf sie zu – gezwungen durch das Wissen und die Gewissheit, dass sie die Wahrheit sprach und den Himmel mir brachte. Sie beugte sich sacht vor und küsste mich.

Meine Sinne schwanden mir unter der Süsse und der Wärme und Kraft dieses Kusses, und ich...

... erwachte sitzend vor dem ‚Cappuccino‘. Mein Espresso war kalt geworden. Kari stand grinsend vor mir. „Noch einen, Pädär?“

Ich streckte mich und gähnte. „Nein, danke.“ Ich lächelte. „Vielleicht komme ich später noch einmal vorbei.“ Kari nickte. Ich erhob mich und ging in Richtung Steinberggasse, um zuhause meinen Traum aufzuschreiben.

Als ich nach rechts abbog, glaubte ich im Augenwinkel für einen Moment lang die Wiese durch das Tor zu sehen und Phylinn, die mir zuwinkte. Ich lächelte und ging schneller. Die Sonne drückte durch das Grau am Himmel, und ich beschloss, am Nachmittag an einen See zu fahren.

Diese Geschichte schrieb ich an einem wichtigen Arbeitstag der Final Candidate Phase von ‚WirrSpiel‘. Nun ist die Arbeit endlich zu Ende, es beginnt die Seite, die mir gefällt. Ich muss noch ein Vor- und ein Nachwort schreiben, sowie das Inhaltsverzeichnis erstellen. Dann kann ich das Buch ein Buch nennen.

Das Buch ist an dieser Stelle zu Ende, und ich hoffe, dass es ein kleines bisschen Vergnügen bereitet hat, es zu lesen! Es folgt das Nachwort und ein paar wichtige Hinweise. Vielen Dank für die Aufmerksamkeit. Und ich hoffe, dass Sie mich bald wieder lesen werden. :-)

Nachwort

(5. Juli 1999)

Wann immer ich ein Buch zu Ende bringe, bin ich einerseits stolz, ein Werk vollbracht zu haben – andererseits aber fühle ich mich schuldig. Ich halte mich für einen Verbrecher, der das Werk als ‚fertig‘ erklärt, bevor es das wirklich ist. Ich denke, dass das Werk nicht geworden ist, wofür ich es am Anfang des Arbeitsprozesses hielt. Und dennoch auch der Stolz.

„Wie sollst Du Dich denn fühlen?“ fragte der Psychiater lächelnd.

„Vielleicht sollte mir der Stolz genügen?“ sagte ich.

„Nur Du selbst kannst es beantworten, Patrick.“ sagte er.

„Vielleicht treibt die Schuld mich dazu, weitere, bessere oder andere Geschichten zu schreiben. So wäre auch das Schuldgefühl am rechten Ort.“ sinnierte ich.

Und gab mir selber recht.

Patrick Armbruster.